midt

melte

rke

0

Der

Primiziant

von

Maximilian Schmidt.

Gesammelte Werke

von

Maximilian Schmidt.

Band X.

Der Primiziant.
Die Pfingstel-Braut.
Der Scherzelgeiger.

Leipzig
A. G. Liebeskind
1889.

Der Primiziant.

Volkserzählung aus dem bayerischen Walde

von

Maximilian Schmidt.

Leipzig
A. G. Liebeskind
1889.

Meinem lieben Freunde

Wenzel Schrenk

mit herzlichem Gruße

gewidmet.

I.

Der südöstliche Theil des bayerischen Waldes wird als Bestandtheil des ehemaligen Fürstbisthums Passau der „Passauer Wald“ genannt. Er besteht in einer vor dem Hauptkamm des Böhmergebirges bis zur Donau ausgebreiteten Hochfläche mit verschiedenen nicht unbedeutenden Höhenzügen und Tiefthälern, welche von dem dunkelblauen, bis zu seinen Gipfeln bewaldeten Grenzgebirge abgeschlossen wird. Diese Landschaft gibt das Bild einer sehr gefälligen Berggegend, welche auf dem Rücken der Höhenzüge prächtige Ausblicke gewährt über das wechselreiche, bald wohlgepflegte, durchwegs mit hochgelegenen Ortschaften versehene, bald waldeinsame Gebiet.

Die Staatsstraße von Passau nach Zwiesel durchschneidet von Süden nach Norden diese Hochfläche, deren landschaftliche Schönheit zunimmt, je mehr man sich den Vorbergen nähert, die sich in langgezogenen, im Allgemeinen parallel laufenden Bergrücken, ähnlich einem im heftigsten Wellenschlage erstarrten Meere, vor dem Hauptgebirge erheben.

Dies zeigt besonders die Umgebung des freundlichen Marktes Tittling, vor welchem sich gegen Nordwest der Sonnenwald mit seinen hervorragenden Kuppen, dem Dachsberg und dem weitbekannten Büchelstein, und ganz in der Nähe der hohe, meist tannenbestockte Bergwall erhebt, auf dessen höchsten Punkten kühn und mächtig die Vesten Engelburg und Fürstenstein thronen, welche mit der nahen, gleichfalls hochgelegenen Saldenburg unter dem Namen „Die Waldschlösser“ bekannt sind und einen unermeßlichen Gesichtskreis beherrschen.

Eine reiche Geschichte ist mit diesen Burgen verwebt. Glück und Drangsal wechselten im Laufe der Jahrhunderte, bereits dem Verfalle überlassen, erhoben sie sich neuerdings aus ihren Trümmern und grüßen von ihren waldumgürteten Höhen freundlich und einladend hinab in die herrliche Landschaft zu ihren Füßen, hin zu den riesigen Kuppen des Böhmerwaldes und zu der fernen den südlichen Horizont abgrenzenden Alpenkette. Hell gleißt das Sonnenlicht auf ihnen, und blickt das scheidende Gestirn noch zuletzt auf sie, so verwandeln sie sich in riesige Amethyste, während die waldigen Berge in violetten Tönen prangen, die Wasser im Thale sich in glühendes Gold verwandeln und das Firmament durch seine schimmernde Farbenpracht entzückt. Eine heilige Stille macht sich dann unwillkürlich geltend in Berg und Thal, denn es beginnt gleichsam ein Weiheact der Natur, ein Gottesdienst für das Gemüth und für das Herz.

Solch ein Gefühl bemächtigte sich des auf der

Straße von Tittling nach Engelburg rüstig dahinschreitenden jungen Mannes, eines in die Ferien heimkehrenden Studenten. Frisches Roth schmückte seine Wangen und hell leuchteten die blauen Augen beim Wiedersehen seiner Heimath, die in so weihevoller Weise ihn bewillkommte.

Doch sein Gewand stach seltsam ab zu der Heiterkeit in seinem Gesichte. Es bestand in einem langen, schwarzen, talarartigen Rocke mit Stehkragen, einer weißen, steifen Halsbinde und einem niederen, breitkrämpigen, schwarzen Hut mit schwarzer Schnur und Quaste. Der junge Mann hieß Felix Berger, war Zögling des bischöflichen Erziehungs-Institutes in Passau und hatte vor wenigen Tagen seine Gymnasialstudien vollendet. Mit Wiederbeginn des Schuljahres sollte er am Lyceum seine philosophischen und theologischen Studien fortsetzen. Er war der Sohn eines armen Gütlers und Steinbrucharbeiters, dessen kleines Häuschen sich dicht unter der Engelburg, an dem Sträßchen nach Fürstenstein, befand. Neben dem alten Vater, der in Folge eines Unglückes im Steinbruche ein Bein verloren und deßhalb einen Stelzfuß tragen mußte, und der kränklichen Mutter bestand die Familie noch in einem Sohne, der gleichfalls Steinmetz war, und einer etwa zwanzigjährigen Tochter.

Felix war bereits in den Jahren, in denen man sonst seinen Beruf erreicht zu haben pflegt. Es wollte Anfangs bei ihm mit dem Studium nicht vorwärts gehen und er ward aus dem bischöflichen Seminar, in

dem er unentgeltlich Aufnahme gefunden, entfernt. Er mußte gleich Vater und Bruder in den Granitsteinbrüchen des nahen Steining arbeiten — doch er war für die grobe Arbeit verdorben. Bei einem Besuche des Bischofs von Passau in Fürstenstein, der dieses Schloß angekauft hatte und mit Vorliebe hier verweilte, nahm er sich einmal das Herz und bat ihn um Wiederaufnahme in sein Institut. Der Kirchenfürst gewährte die Bitte und nun konnte Felix das Gymnasium besuchen, wenn er auch schon über 20 Jahre zählte.

Die Eltern sahen in ihrem Sohne schon jetzt den „hochwürdigen Herrn“, sahen den höchsten Wunsch ihres Lebens seiner Erfüllung nahen. Felix hätte sich vielleicht lieber einem anderen Berufe gewidmet, aber ohne alle Mittel, war ihm der Stand vorgezeichnet, den er unter den gegebenen Verhältnissen allein erreichen konnte.

Die freundlichen Bilder des Lebens umgaukelten schmeichelnd seine Seele, noch durfte er ihnen Eintritt gewähren, aber nicht mehr lange. Mit dem priesterlichen Gewande, das ihn nun bald schmücken sollte, mußte er die Gedanken verstummen machen, die ihn an das volle, warme Leben fesselten. Er mußte jene Stunde vergessen, wo er der Tochter des reichen Steinbruchbesitzers, der Steinbauern-Corona, in die lieblichen Augen sah, die hinwiederum auf den armen Arbeiter nicht mit dem Hochmuthe einer angesehenen Bauerntochter, sondern mit inniger Antheilnahme blickte, die es nicht mit ansehen konnte, wie der ehemalige Student die schwere und oft gefährliche Arbeit verrichtete und ihm freudig Glück

wünschte, als er neuerdings seine unterbrochenen Studien beginnen konnte, freudig und doch — mit nassen Augen.

Diese Augen wollten dem Studenten nicht mehr aus dem Sinn, sie waren es, an die er oft mit stillem, wonnigem Schauer dachte, sie bildeten den unverwelklichen, einzigen und geheimen Frühling seines Lebens. Und jetzt, wo ihm die Freude des Wiedersehens seiner Heimat, die Farbenpracht der von der untergehenden Sonne verklärten Landschaft das Herz höher schlagen machte, jetzt waren es wieder die dunkelblauen, mit Wohlgefallen auf ihm ruhenden Augen, deren er unwillkürlich gedenken mußte, gedenken mit einem tiefen Seufzer. —

Er schritt soeben den Gangsteig durch ein kleines Wäldchen hindurch, an dessen Ende sich die von prächtigen Linden überschattete, sogenannte Holmeicapelle (Halbmeilencapelle) befindet, als er sich von einem dort stehenden Mädchen angerufen hörte:

„Berger Felix, di schickt mir der Himmi!“

Die so Rufende war Corona, war das Mädchen, dessen er soeben gedachte.

„Corona? Was giebt's?“ fragte der nun eiligst zu dem sichtlich geängstigten Mädchen herantretende und ihr zum Gruße die Hand reichende junge Mann.

„Um Hilf hon i d' Himmelsmuatta ang'rufen, weil dort — siehst 'n Kernbauern Gidi von Eging — er paßt mir auf am Schloßwald. Felix, verlaß mi nimmer, i fürcht' mi.“

„Du brauchst dich nimmer z'fürchten, Corona, ich bin bei dir. Was will der Gidi von dir?“

„Er will mit Gewalt, daß i eam 's Jawort gib. I bin z' Tittling gwen beim Kramer, da hat er mi abpaßt und is mir am Hoamweg nimmer von der Seiten ganga. Da an der Capell'n hon i'n weiterghoaßen von mir und hon mei' Gebet verricht. Schimpfet is er weiter, i glaub', er hat z'viel trunken. Und jetzt seh' i, daß er mir am Waldsaum wieder paßt. Da hon i voller Angst um Hilf bitt' und — du bist kömma, Felix. Vergelt' dir's Gott!"

Und sie blickte ihm dankbar ins Gesicht.

Der Student hielt noch immer Corona's Hand in der seinigen.

„Merkwürdig ist," sagte er, „daß ich g'rad an dich gedacht hab' — an deine — Geh'n wir!" versetzte er, seinen Gedankenlauf unterbrechend; „du sollst nicht so spät heimkommen. Ist's dir recht, so schlagen wir den Fußweg nach Steining ein und lassen den Schloßberg rechts liegen."

„Aber Felix, da kimmst ja viel z'spät auf Engelburg, wo si' d'Eltern und d'G'schwister schon so lang g'freu'n auf di."

„Was liegt an einer Stund'?" entgegnete Felix. „Nimm dei' Körbl und lass' uns geh'n."

Das Mädchen nahm das am Fuße des Betschemels stehende Körbchen und indem es nochmals einen dankbaren Blick zum Marienbilde in der Capelle sandte, schritt es an der Seite des Studenten von dannen.

Corona trug ein schwarzseidenes Kopftuch, das den Vorderkopf mit den schön gescheitelten, braunen Haaren

frei ließ, rückwärts aber in zwei breiten, langen Zipfeln hinabhing, ein kleines, rothseidenes Halstüchlein, einen dunkelblauen Spenser, eben solchen Rock und schwarzseidene Schürze. In dem gesunden, höchst anmuthigen Gesichte lag ein gewisser aristokratischer, selbstbewußter Zug, wie ein solcher bei reichen Bauersleuten sowohl beim männlichen als weiblichen Geschlechte oft auffallend ausgeprägt ist.

Der am bewaldeten Schloßberge des Mädchens harrende Kernbauern-Gidi wollte es durchaus nicht glauben, daß jenes nichts von ihm wissen wolle. Er war ein stolzer, aufbrausender Bursche, der den Hof seines Vaters in gutem, wirthschaftlichem Stande hielt und als ziemlich vermögend galt. Sein Stolz ließ es ihn nicht ertragen, daß gerade Diejenige, die er sich als Bäuerin auserwählt, ihn verschmähte. Immer und immer wieder kam er zu ihr zurück, verfolgte sie überall und so belästigte er auch heute wieder das Mädchen auf dem Nachhausewege, und zwar, wie Corona richtig bemerkte, in etwas angetrunkenem Zustande.

Als er jetzt das Mädchen von der Straße abbiegen und in Begleitung des Felix sah, den er aus der Ferne für den Geistlichen von Fürstenstein hielt, da wagte er es freilich nicht mehr, Corona in den Weg zu treten. Aber er glaubte, seinen Aerger über die ihm widerfahrene Demüthigung vertrinken zu müssen.

Noch gab er die Hoffnung nicht auf, dennoch das Mädchen für sich zu gewinnen, da ihm ja auch Corona's Vater gewogen war, der eine Verbindung seiner Tochter

mit dem vermöglichen Kernbauern gern gesehen hätte. So stieg er langsam und sinnend den steilen Berg zur Engelburg hinan, wo er in der am Fuße des Burgkegels gelegenen Schloßtaverne einkehrte und da zu dem in Tittling überreich genossenen Biere neue Auflagen machte.

Inzwischen schritten Corona und Felix den Gangsteig entlang, welcher sich auf der südlichen Seite des Gebirgsrückens hinzieht, auf dessen entgegengesetzten äußersten Punkten die Waldschlösser Engelburg und Fürstenstein liegen.

Die Sonne war gänzlich hinabgesunken und der farbige Duft verblaßte mälig auf den umgebenden Waldungen, nur der Himmel erstrahlte noch ringsum in dunklem Roth, und goldene Wölkchen zogen am Firmamente hin, das mit allen Farben des Regenbogens angethan schien.

Plaudernd hatten sie bereits eine geraume Strecke des Weges zurückgelegt, da meinte das Mädchen:

„Aber, Felix, i hon ganz vergessen, daß 's gar nimmer schickli is, wenn i du zu dir sag'. Du siehgst ja schon ganz aus wier a geistlicher Herr. I werd' di ihrzen müassen.“

„Warum nöd gar, Corona. Wir kennen uns ja von Jugend auf und es macht mir Freud', wenn'st es nöd vergißt. Dank ich's nöd dir, daß ich mich wieder 'rausg'rissen hab' aus dem armseligen Zustand, in dem ich war als Steinbrucharbeiter. Du hast mir Muth zugesprochen, ich sollt' mich an den Herrn Bischof wenden um Hilf' und ich hab' dir g'folgt.“

„Mei', du hast mi so viel dabarmt, wenn i in'n Bruch kömma bin und g'seh'n hon, wie hart als 's dir ankimmt,“ wendete das Mädchen ein. „Woaßt es no', du hast mir amal deine Heften 'geb'n von der Studie her zum anschaugn. Es waren Aufsätz d'rin, von dene mir just oana nimmer aus'n Kopf hat woll'n. Jeder Mensch, hot's da ghoaßen, is der Schmied seines eigenen Glücks. Du hast es so schön beschrieben, und wenn i di da hon arbeten 'sehgn, 'n schwer'n Eisenhammer in der Hand, d' Stoa' zerschlag'n, 'n Schweiß auf der Stirn', und alle Tag' und alle Tag' dös selbe, da hon i mir denkt, dös kann unmögli' dei' Schicksal bleib'n, es liegt an dir, dei' Glück z' machen, dir an anders Schicksal z' schaffen, und wie der Bischof nach Fürstenstein kömma is, da hon i dir halt nacha g'rathen: geh' hin zum hohen Herrn, bitt' 'n, daß er's mögli macht, daß d' ausstudier'n kannst, daß d' no' a geistlicher-Herr wirst. Und du hast mir g'folgt und — gelt, es reut di nöd?“

„G'wiß nöd, Corona,“ entgegnete Felix. „Aber du hast mei' Schicksal b'stimmt dortmals, nöd ich. Ich hätt' mir mein Lebtag nimmer traut, dem Herrn Bischof unter d'Augen z'treten, der mich mit so harten Vorwürfen aus der Anstalt entlassen hat, weil ich halt in der Class' nöd mitkommen bin. Du hast mich aus meiner Verzagtheit g'rissen, und so bin ich wieder auf die Bahn kommen, in der ich den höchsten Wunsch meiner alten Eltern erfüllen kann.“

„Und in demst a glückli sein wirst, nöd wahr?“ fragte Corona. „I wünsch' dir dös so recht von Herzen

I denk' ja so viel — so oft — so gern an di, grad als wennst mei' Bruada wärst."

Felix hatte auf diese warm gesprochenen Worte hin des Mädchens Hand erfaßt. Schweigend gingen sie so eine Weile weiter. Beider Wangen glühten und des jungen Mannes Hand zitterte merklich in derjenigen des Mädchens. Ihm war es, als durchzucke ein unbekanntes Etwas sein ganzes Inneres.

In diesem Momente waren Corona's Augen wieder auf ihn gerichtet, sie waren feucht vor Rührung, die das Mädchen überwältigt hatte, ohne sich die Ursache dieser Rührung deuten zu können.

„Corona," versicherte jetzt Felix warm, „ich werde dir ein Bruder bleiben, so lang ich leb'."

„Aa wennst a g'weihter Herr bist?" fragte Corona, des Freundes schwarzen Anzug musternd. Sie zog scheuer ihre Hand zurück.

„Wir bleiben Bruder und Schwester."

„A g'weihter Herr," sprach Corona nochmals leise vor sich hin und plötzlich, halb übermüthig, halb sich vergessend, setzte sie hinzu: „Am End' wär's dennast g'scheida gwen, i hätt' di nöd zum Bischof g'schickt! — Aber jetzt dank' i dir für dei' Geleit, der Weg is frei bis zu mein' Dorf. Kimm' bald zum Vatern in Hoa'gast, es wird 'n g'freu'n. No'mal, vergelt's Gott, Felix!"

Damit reichte sie ihm die Hand zum Abschied.

„Ich werd' dich mit meinen Augen bewachen, bis d' in dein' Hof bist," versprach der junge Mann.

„Was soll ich zum Gidi sagen, wenn er mich fragt, wie du g'stimmt bist?"

„'n Gidi — alle Buam sagst, sie soll'n mi in Ruah lassen, i mag koan. In mei' Herz siehgt nur unser Herrgott. B'hüt' di Gott, Felix!"

Sie entfernte sich rasch. Noch einmal in geringer Entfernung hatte sie sich umgewendet und den ihr Nachblickenden gegrüßt, dann war sie in ihr Heimatdörfchen eingetreten, in welchem das Haus ihres Vaters über alle anderen Häuser hervorragte.

Felix kam sich wie betäubt vor. Sinnend schlug er nun wieder den Weg zum Vaterhause ein; doch alle seine Gedanken waren bei der Freundin seiner Jugend, bei seiner „Schwester Corona."

II.

Der Kernbauern Gidi war bereits geraume Zeit in der Schloßtaverne gesessen, als er den Beneficiaten von Fürstenstein, vom Schlosse kommend, vorübergehen und das Sträßchen nach jenem Orte zu einschlagen sah. Der über das Dreisesselgebirge heraufsteigende Mond, dessen Scheibe in den nächsten Tagen voll werden mußte, verminderte die bereits eingetretene Dunkelheit, so daß Gidi den Vorübergehenden leicht zu erkennen vermochte. Er gab sich nicht lange Mühe, sich die Anwesenheit des Geistlichen auf dem Schlosse erklärlich zu machen. Er trank schnell seinen Krug leer und eilte dem Herrn nach.

Er wünschte von demselben Auskunft zu erhalten, wie sich Corona über ihn geäußert, und ob sich denn das Mädchen gar nicht entschließen könnte, sein Weib zu werden. Der Beneficiat, ein sehr freundlicher Mann in mittleren Jahren, wußte nicht, was Gidi wollte. Er versicherte dem Burschen, daß er das fragliche Mädchen heute weder gesehen noch gesprochen habe, und daß

Gidi wohl einen andern Geistlichen müsse für ihn angesehen haben.

„Uebrigens," setzte der Priester hinzu, „ist es ja landbekannt, daß die Steinbauerntochter deine Werbung stets abgeschlagen, und wenn ich dir guten Rathes bin, so schau dich halt wo anders um. Du hast ja nicht auf's Geld zu sehen, bist ja selbst ein vermöglicher Bauernsohn und findest überall offene Thüren."

„Dös kann nöd sein, Hochwürden," erwiderte Gidi. „Um's Geld is mir nöd, i nehmet die Corona aa, wenn's nix hält', ja, da nehmet i's aa, g'wiß is's wahr! Und i bin dennast a guat g'stellter Bursch. Warum also mag's mi nöd? I bild' mir's amal ein, sie muaß dö mei' wern und müaßt i drüber z'grund geh'n!"

„Das ist ein dummes Geschwätz!" entgegnete der Geistliche, indem er dabei rüstig auf dem Sträßchen weiterschritt. „Kennst du nicht das Sprichwort: lieben und beten laßt sich nicht ernöthen! Zugrundgeh'n, was soll das heißen?"

„Ja no, i kann halt amal nimmer leb'n ohne den Gedanken, daß d' Corona mei' wird. Je mehr daß 's mi voschmacht (verschmäht), desto mehr ziagts mi zu ihr hin. I kann nix dafür, aber es is a so. I hon koa' Freud mehr zu der Arbet, zu gar nix mehr hon i a Freud."

„Nur zum trinken," ergänzte der Priester. „Fahr' nur so fort, da bist schon am rechten Weg, ein Lump z' werden.

„A Lump, i a Lump? Sehgts mi nöd alle Feiertag in der Kircha? Hör' i nöd d' Predi und 's Amt? Geh i nöd, wie's verlangt wird, beichten und communiciren? I, a Lump? Hochwürden, dös is mir nöd g'reimt."

„Damit ist nichts gesagt; es kommt Alles darauf an, ob es mit dem Herzen geschieht. Ich kann nicht in dein Herz schauen, das kann nur unser Herrgott. Aber soviel weiß ich, daß du nicht viele Freunde hast, daß dir die anderen Burschen gerne aus dem Wege gehen, weil du so unverträglich bist, überall den reichen Bauern spielst und die Steinbrucharbeiter mit Verachtung anschaust. Da mag es wohl natürlich sein, daß auch die Corona keinen besonderen Gefallen an dir findet."

„'s macht nix!" entgegnete in verbissenem Tone der Bursche. „I zwing 's dennast no', daß 's mi nimmt. I lass' 's nimmer aus, mei' muaß 's wern und wenn d'Welt z'grund gaang!"

„Wegen dir wird die Welt bestehen bleiben," meinte lachend der Priester; dann aber setzte er ernst hinzu: „Gidi, deine Reden gefallen mir gar nicht. Ich muß dir schon sagen, ich hab' dich für besser gehalten als du bist. Heute kommst du mir aber geradezu verächtlich vor."

„Was? I, verächtli? I, der Kernbauern Gidi? Herr, dös nehmt's z'ruck, dös leid' i nöd! Von koan Menschen leid' i so a Red'!"

„Ich nehme nichts zurück entgegnete scharf der

Priester. „Jetzt aber geh' deiner Wege; du belästigst mich.“

„Sie schaffen mi nur so fort, wie wirkli an' Lumpen?“ fragte Gidi mit stieren Augen und sich nur mühsam im Gleichgewicht erhaltend.

„Du verdienst keine andere Behandlung,“ entgegnete der Priester.

„No, so mach' i aa koan Unterschied zwischen an' Herrn und an' Bauern!“ schrie der Bursche in voller Wuth und packte den Geistlichen mit beiden Händen an der Brust. „Nimmst es z'ruck,“ schrie er, „oder . . .“

Der Priester hatte sich dieses Angriffes nicht versehen.

„Pfui,“ rief er, „du vergreifst dich an deinem Seelsorger! Das soll dir theuer zu stehen kommen! Augenblicklich lass' los!“

„Nimmst es z'ruck!“ wiederholte der wüthende Bursche.

Da verändert sich mit einemmale die Sachlage.

Felix hatte sich auf dem Nachhausewege der Stelle genähert. Beim Scheine des Mondes erkannte er sofort, daß der Geistliche in Gefahr sei, er erkannte aber auch den Burschen, der ihn vergewaltigen wollte, und ohne sich zu besinnen, stürzte er zu den Beiden, packte Gidi mit beiden Händen beim Genick und riß ihn mit solcher Gewalt zurück, daß er der Länge nach auf den Rücken fiel. Doch konnte er sich gleich wieder aufraffen, und da sein Stock bei dem Falle den Straßendamm hinab=

geflogen war, hob er den nächsten spitzen Stein vom Boden auf.

„Holla!“ rief er, „Is dös der Teufl?“

„Ich bin der Berger Felix,“ entgegnete der Andere. „Wie ich sehe, komm' ich auch hier zur rechten Zeit, wie vorher bei der Corona, die ich auch vor deinen Zudringlichkeiten bewahren mußte. Die hab' ich in Sicherheit nach Haus gebracht.“

„Vergelt's Gott!“ sagte der Beneficiat zu seinem Retter.

„Vergelt's eam der Teufel!“ rief Gidi. „Du bist es ja, mit dem dös Deandl schon dazumal scharmirt hat, wirst no an elendiger Stoaklopfer warst. Jetzt, als a Bettelstudent, birscht di aa no hin und traust dir sogar, mi anz'packen, du Bettelpack, du . . .“

Mit erneuter Heftigkeit stürzte Gidi auf den Studenten los und schlug mit dem Stein nach dessen Kopf. Der Beneficiat, der sich von seinem Schrecken noch nicht ganz erholt hatte, vermochte es nicht zu hindern. Ein lauter Schrei und Felix wankte. Das Blut rann ihm von der Stirn.

„Du Unmensch, was hast du gethan?“ schrie der Geistliche.

„G'wehrt hon i mi!“ erwiderte der Bursche. „Wenn er mi hinterrucks anpackt, hon i 's Recht, daß i 'n zamschlag.“

„Mach', daß du weiterkommst!“ rief der Seelsorger. „Das Gericht wird mit dir weiter verhandeln.“

„I fürcht' mi nöd vor'm G'richt!“ versetzte Gidi

trotzig. „Sie müassen's selm beschwör'n, daß mi der Stoa'klopferbua da hinterrucks an'packt hat. Dafür hon i eam an' Denkzettel geb'n an mi und an d' Corona. Find' i 'n wieder amal bei ihr, so . . . .“

Er konnte nicht vollenden. Der Beneficiat hatte den Helfer in der Noth zum linksseitigen Hang geführt und ihn hier niedersitzen heißen. Mit seinem Taschentuche hielt er ihm die blutende Wunde zu.

Inzwischen waren die Leute von dem nächst der Straße liegenden Weberhäusl durch den Lärm aufmerksam gemacht worden und kamen nun eilig herbei.

Der Geistliche ersuchte den Häusler, ihm behilflich zu sein, damit der Verwundete ohne Verzug zu seinen Eltern gebracht werde. Das Weib des Häuslers verband mit ihrem Brusttuche die Wunde und jammerte dabei unausgesetzt über dieses Unglück, zugleich über den rohen Bauern schimpfend. Dieser aber kümmerte sich um nichts mehr, sondern entfernte sich nach seinem Dorfe zu.

Felix fühlte sich durch den Blutverlust wohl sehr geschwächt, er verlor jedoch die Besinnung keinen Augenblick und tröstete die ihn Umgebenden mit der Versicherung, daß er zwar große Schmerzen fühle, aber den Hieb doch etwas parirt habe, da er dem Angreifer in den Arm gefallen.

Nachdem die mitleidige Häuslerin ihm mit schnell herbeigeholtem Wasser die Wunde gewaschen, ward der kurze Marsch nach dem Elternhause des Verwundeten

angetreten, wobei dieser von dem Geistlichen und dem Häusler gestützt wurde.

* * *

Im kleinen Bergeranwesen aber, in der trauten, kleinen Stube, harrten inzwischen Eltern und Geschwister des ankommenden Sohnes und Bruders,

Der Tisch war mit weißem Linnen überbreitet und mit einem Blumenstrauß geschmückt. In der Röhre stand das Nachtmahl bereit.

Ein wohlthuender Friede lag über diesem Heim. Schon von außen war dies erkennbar. Fenster und Lauben waren mit prächtigen, wohlgepflegten Blumenstöcken besetzt und über die ganze Wand des Hauses breitete sich ein üppiger Weinstock aus. Auch in der Stube drinnen sah es recht heimlich aus.

Der alte Vater mit seinem Stelzfuß saß in einem ledernen Lehnstuhl und rauchte sein Pfeifchen. Die Mutter hatte am Fenster Platz genommen und horchte hinaus, ob der Sohn nicht bald komme. Die Schwester war noch beschäftigt, im oberen Stocke das Zimmer zurecht zu richten, das dem künftigen Geistlichen zum Ferienaufenthalte dienen sollte, der Bruder aber war gegen den Schloßberg hinauf gegangen, da er von dort her Felix erwartete.

„Daß er si' gar so spät in d' Nacht einilaßt," sagte die Mutter, die dem Erwarteten zu Ehren eine frische Schürze angezogen und auch ihr Kopftuch sorgfältiger gebunden hatte, als gewöhnlich.

„Es hat ja koa G'fahrniß," meinte der Vater.

„Der Mondschein zoagt eam 'n Weg und leicht, daß er si' draus in Tittling verhalten hat."

„I moan, i kann's kaum mehr dawarten," sagte die Alte. „Mei Herz is lauter Freud! Wer hätt' dös no' denkt, daß er 's no'mal so weit bringet. 's Gymnasi hat er guat durchig'macht und wenn wieder d' Schul angeht, kommt er schon in's geistli Seminar, da kriegt er schon an' Talar, grad wie unser Beneficiat. Und san etli Jahrln ummi, mei' lieber Herrgott, wirst mir's ja dennast daleben lassen, feiert er sei' Primiz drenten z' Fürstenstoa'. I werd' moan, i bin im Himmi!"

„Vier Jahr san a lange Zeit," meinte der Alte. „Da kann no' viel passirn."

„Sie wird ummigehn — mei' ja!" entgegnete die Frau, „und nacha san ma halt wieder um vier Jahr 'n Grab näher. I hätt' halt schon g'wünscht, daß mi mei' Bua eing'segnt hätt' zur Ewigkeit."

„I aa!" versetzte der Vater. „Aber halt recht lang sollt's no' hergehn; von mir aus könnt er daweil Pfarrer und Bischof wern. Wenn nur 's Nannerl 'n braven Mo' und der Wenzl a brav's Wei' kriegt, und wenn's so bleibt, wie bislang. Der Bua is a fleißiger Stoa'metz und 's Deandl kann ja arbeten, wie no'mal a Stadtfrau; fei', fei' macht's ihre Sachen — i hör's oft lob'n oben am G'schloß, wenn's ihre Nahtereien (Nähereien) hintragt."

„Ja, sie verdeant si' schon a Geldl, und 's Essen dazua, wenn's auf d' Stöhr geht. Aber sie is ja so viel abg'halten mit der Hauswirthschaft. I bin nimmer

viel nutz auf'm Feld, und 's Haar (Flachs) macht halt viel Arbet. Grad d' Kuah in Stall kann i no' versehn, und 's ausrührn kann i aa no'. Der Felixl wird schaugn, was er für an' guaten Butter kriegt heut zu die neuen Erdäpfel; er ißt's ja so gern."

„'s Hend'l wird eam schon no' besser schmecken," sagte der Alte schmunzelnd. „Schlakerawall, so wird mir am Kirda nöd aufkocht, wie heut' unser'n Sohn! No, es is eam wohl vogunnt, wir ham ja no an' etli so Mistkratzerln umalaufen. Jeß, und dös Bleamelwerk! Dös muaß 'n Nannerl schon an' rechten Entschluß kost' ham, daß dö ihrigen Stöck a so abplündert hat."

„Na', na', recht gern hat sie's abg'schnitten dö Bleameln, sie hat ja gnua und für'n Felix gebet's ihr ganz's Bleamelwerk her, dös's hat."

Nanni kam jetzt zur Thür herein. Sie glich in den Zügen ganz ihrem Bruder Felix und war selbst in ihren Arbeitskleidern recht sauber beisammen. Leibl und Rock waren von schwarzer Farbe, das Fürtuch (Schürze) blau, die gefältelten Hemdärmel reichten nur bis über die Hälfte des Oberarmes, am Halse bildete das Hemd eine Art gefältelten, mit Spitzen versehenen Kragen. Sie trug den Kopf unbedeckt, die Haare waren schön in Zöpfe geflochten und hingen ihr weit über den Rücken hinab.

„'s wird 'n Felix doch nix passirt sein? Es is schon spät," sagte sie mit besorgter Miene. „Alles is g'richt. Schlafen muaß er, wier a Küni, so guat. Ueber 's Muattagottesbild hon i aa r an' Kranz von

selmg'machte Bleameln bunden; 's wird eam schon g'fall'n dahoam."

„Dös glaub' i aa!" versetzte die Mutter. „Er siehgt ja nix als Lieb's und Guat's, wie's halt wir kloane Leut' ham und wissen. Aber i moan, die an= g'sehna Leut' könna aa koa' bessere Freud' ham, wie 's wir ham in der Erwartung. Is mir doch, als höret i wem kömma; schaug aussi — leicht, daß er's is."

Nanni eilte zur Thür hinaus, kam aber gleich wieder mit ihrem Bruder Wenzel zurück, der einen Krug voll Bier in der Hand trug.

„No', was is 's? fragten die Eltern zu glei= cher Zeit.

„Er is no' nöd kömma," antwortete Wenzl, ein kräftiger, untersetzter Bursche von etwa vierundzwanzig Jahren. „Aber der Schloßherr hat mir da an' Kruag Bier mitgeb'n, dös soll'n wir auf unser Wohl, wie er extra g'sagt hat, mit'n Herrn Studenten vertrinken. Ja no', 's Bier is da, aber der Student bleibt aus. I fraget weiter nix darnach, wenn nöd d' Briefboten=Resl g'sagt hätt', sie hat'n glei nach sechse von Tittling weg daher zua geh'n sehgn. Sie könnt' schwör'n drauf, daß er 's gwen is. Ganz wie r a Pfarrer, hat's g'sagt, siehgt er aus, völli betet is ihr z'Muath worn, wie's 'n g'seh'n hat."

„Ja, wo is er denn nacha?" fragte die Mutter, besorgt die Hände faltend. „'s geht schon auf neune zua und wenn 'n d' Resl schon um sechse auf 'n Weg von Tittling her g'seh'n hat, so is 's mir bald verdächti."

„Wenn er nöd bald kimmt, wart' ma halt no' a bisl," lachte Wenzl, die Andern ermunternd.

Nanni aber drückte den Kopf an die Scheiben, denn sie meinte, sie müsse den Ersehnten herankommen sehen.

Die Mutter aber wurde immer unruhiger. Sie saß nun auf der Ofenbank und strikte an einem Strumpfe, aber mehr und mehr hielt sie in der Arbeit inne und dachte, die Hände in den Schoß gelegt, so für sich hin.

„Is mir's dennast grad z'Muath, wie dortmals vor zwanz'g Jahr, wie's dös Unglück im Stoa'bruch geb'n hat. I hon 's Nannerl auf'n Schoß g'habt und der Wenzl hat in der Stub'n 'rumg'spielt, der Felix is in der Schul gwen z' Fürstenstoa'. 'n Vatern is just sei' Tag (Namenstag) gwen, es war Laurenzi, und in der Röhr'n drin hon i eam 's Festtagessen bereit g'halten, a bratens Hendl is's gwen, grad wie heut, und i hon mi schon g'freut auf sei' Kömma. Da hat's mir ganz gaach 's Herz zamg'schnürt und is mir so ängstli worn, i hon's für g'wiß g'halten, daß mein' Lenzl was passirt is, es müaßt wer kömma und a Botschaft bringa, a schlimme Botschaft und — nöd lang hat's braucht, hat mir d'Nachbarin einag'schrien: dei' Mo' is verunglückt; beim Stoa'schießen hat eam a Felsenstuck 'n Fuaß weggrissen. Himmlischer Vater, was is dös für a Stund gwen! Und wie's di nacha hoambracht ham auf der Tragbahr, mehr todt als lebendi, da hat neamd mehr an dös Hendl denkt . . ."

„Aber, Muatta, wie magst heut an so ebbas zruckdenken, heut, wo der Felix kimmt!“

„Muaß i nöd zruckdenken?“ fragte die Alte aufgeregt, „is's mir nöd grad z'Muath wie dazumal — ganz gaach — mein Gott! — i möcht's schier für g'wiß b'haupten, 'n Felix is a Unglück passirt.“

Wenzl war wieder an's Fenster getreten. „Da kömman Leut' — sie führ'n oan daher — da is was passirt!“

Mit diesen Worten stürzte er zur Stubenthüre hinaus. Nanni folgte ihm mit dem Ausrufe: „Jeß, Maria und Josef, da hat's a Unglück geb'n!“

„Wei', du hast es daschrien!“ rief der alte Mann. „Wird ja dennast unser Herrgott gnädi sein und dir unrecht geb'n!“

Mühsam erhob er sich und stelzte zur Thür. Die Mutter war schon vor ihm aus der Stube.

Schon hörte man den lauten Jammer der Schwester, dem jetzt auch ein Schreckensschrei der beiden Alten folgte, als sie den so sehnlich erwarteten Sohn mit blutüberströmtem Gesicht vor sich sahen.

Auf Anordnung Wenzl's wurde der Verwundete gleich in die für ihn so sorgfältig hergerichtete Stube gebracht, wo sich seiner eine glücklicherweise nur kurz andauernde Ohnmacht bemächtigte. Es geschah nun sofort Alles, was man an einem kleinen, abgelegenen Orte zu thun vermag, bis ärztliche Hilfe herbeigeschafft war. So viel erkannte man, daß die Wunde zwar schwer, aber nicht lebensgefährlich sei.

Es war ein schmerzliches Wiedersehn zwischen Sohn und Eltern. Der plötzliche Umschlag von Freude zu Schrecken war zu jäh. Fast vorwurfsvoll blickte die alte Frau zu dem geschmückten Muttergottesbilde auf und sagte:

„Warum schickst uns plötzli dös Kreuz?“

Der alte Stelzfuß aber tröstete mit den Worten:

„Trag'n ma's! Unser Herrgott wird wissen, zu was dös Loch im Kopf guat is; i bin z' dumm dazu. So viel is g'wiß, mit deine bratna Hendln hast koa Glück!“

III.

Gleichwie in der Stadt findet auch jedes Vorkommniß auf dem Lande seine meist entstellte Verbreitung. So hörte man denn am darauffolgenden Morgen die verschiedenartigsten Erzählungen über die Begebenheit. Der Kernbauern Gidi hatte dafür gesorgt, daß in die ganze Sache ein gewisser Wirrwarr hineinkam, so daß sie vorzugsweise als eine Eifersuchtsscene zwischen ihm und dem Studenten aufgefaßt wurde. Er hatte dabei nicht schlecht gerechnet, denn die Leute schüttelten die Köpfe und nahmen es dem sich zum Priester ausbildenden jungen Mann sehr übel, daß er einem anderen Burschen „ins Gai gehe“.

Das Wäldlervolk ist in solchen Dingen ein strenger, unerbittlicher Richter. Es hat eine unbegrenzte Verehrung gegen seine Priester, aber es beobachtet sie auch mit Argusaugen. Den geringsten Fehl, und darin nimmt man es sehr genau, können sie dem Priester nicht vergeben; andernfalls aber leben und sterben sie für ihn, denn er ist der Einzige, der sie gleich behandelt, den Bauern wie den Kleingütler und die Ehehalten,

Unterschiede, welche auf dem Lande noch viel stärker und einschneidender zu Tage treten, als der Kastengeist in der Stadt, welcher doch allenthalben durch den Grad der Bildung ausgeglichen werden kann.

Bis dann der richtige Sachverhalt überall herum bekannt wurde, hatte man sich schon mit Vorliebe in den ersten Bericht hineingelebt, man hatte den jungen Theologen und namentlich die reiche Steinbauerntochter in Beziehungen gebracht, die dem stets scandalsüchtigen Klatsch erwünschte Gelegenheit boten, die Einförmigkeit des Alltagslebens zu unterbrechen.

Die Heilung von des jungen Theologen Stirnwunde nahm ihren regelmäßigen Verlauf. Der Doctor von Tittling kam täglich angefahren und der Gutsbesitzer auf dem nahen Schlosse versorgte in menschenfreundlicher Weise den Kranken mit Allem, was der Arzt für nützlich und gut hielt.

So trösteten sich nach und nach auch die alten Eltern wieder. Die Schwester pflegte Felix mit aller nur möglichen Sorgfalt und der Beneficiat von Fürstenstein ließ gleichfalls keinen Tag vorübergehen, ohne daß er den jungen Freund besuchte.

Der Beneficiat hatte es nicht versäumt, die Wahrheit überall bekannt zu machen und auch dem Commandanten der Gendarmerie, der hierüber gegen den Willen der Familie Berger ein Protokoll aufnahm, die näheren Einzelheiten mitgetheilt. Trotzdem, daß Felix von der Klage abstand, ward doch beim Landgerichte die Sache anhängig gemacht und verhandelt, und der gewaltthätige

Bursche zu einer, wenn auch nur kurzen Gefängnißstrafe verurtheilt. Da er bis zur Erstehung derselben auf freiem Fuß gelassen wurde, gab er sich alle Mühe, sich als den unschuldigen Theil hinzustellen und sowohl gegen Felix, als gegen Corona Ränke zu spinnen.

So ward das Mädchen, als es an einem der nächsten Feiertage die Kirche zu Fürstenstein besuchte, von mehreren ihrer Landsmänninnen mit vielsagendem Kichern empfangen, so daß die sich keiner Schuld Bewußte weinend den Weg nach Hause antrat.

Sie hatte Niemandem Anlaß gegeben, auch nur den leisesten Zweifel in sie zu setzen, und hatte es absichtlich vermieden, den um ihretwillen Verwundeten zu besuchen, obwohl sie sonst in dessen Häuschen im Vorübergehen immer gerne eingekehrt war, um sich nach dem Befinden der alten Leute zu erkundigen. Trotzdem erhielt sich das Gerücht, es bestehe zwischen ihr und dem Studenten ein gewisses inniges Verhältniß.

Der alte Steinbauer, Corona's Vater, war ein tüchtiger Geschäftsmann und viel auf Reisen, um neue Steinlieferungen abzuschließen oder Gelder einzucassieren. Da die Mutter längst todt war und die ältere Schwester einen vermöglichen Bauern in dem etwa zwei Stunden entfernten Ranfels geheirathet hatte, so lag es sehr im Wunsche des Steinbauern, auch Corona so bald als möglich gut verehelicht zu sehen.

An jenem Feiertage nun, an welchem Corona in Fürstenstein so unwürdigem Gespötte ihrer Freundinnen ausgesetzt war, kam der Kernbauern Gidi selbst in seinem

besten Sonntagsstaat zum Steinbauern und hielt wiederholt um Corona's Hand an.

Der Steinbauer war ein in Folge seiner vielen Geschäfte sehr zerstreuter Mann, der in der Regel, während er mit Jemanden sprach, im Kopfe die laufenden Rechnungen zusammenstellte, sonst aber auf den ersten Blick eine gewisse Geistesbildung verrieth. Die üppigen, mit Grau vermischten Haare waren wirr durcheinander und hingen ihm zum Theil über die Stirne herein. Dazu war er im Gesichte glatt rasirt und glich in der Kleidung mehr einem Märktler, als einem Bauern.

Als jetzt Gidi in dunklem Rock und eben solcher Tuchhose, einen Strauß aus Flitter und gemachten Blumen auf dem Hute, zu ihm in die Stube trat, stand er soeben in Hemdärmeln vor einem Pulte, um einen kleinen Ueberschlag für eine Arbeit zu machen. Er schreckte ordentlich auf und zeigte durch seine Miene deutlich an, wie ungern er gerade jetzt gestört werde.

Aber der Angekommene that, als verstünde er das nicht und begann auf Umwegen sein Anliegen vorzubringen.

„Is d'Corona no' nöd dahoam?“ begann er zu fragen.

„Drei zu fünf — achtavierzig Stuck, dös macht per Quadratschuh — ei ja — i woaß nöd, wie i dö Rechnung ferti' bringa soll, wenn i alleweil g'stört bin. Nach der Corona fragst? I woaß 's nöd, is 's schon z' Haus, oder nöd. Wenn 's z' Haus is, is 's in ihrer

Kammer, wenn's nöd z' Haus is, is 's nöd in ihrer Kammer."

„I woaß 's ja von eh, daß 's no' nöd z' Haus is," platzte Gidi heraus.

„Warum störst mi denn nacha mit so ara Frag? Fünfmal drei is — dreimal fünf is —"

„Stoa'bauer, i hätt' an' ernsthafts Wörtl mit enk zu verhandeln. Seit i 's letztemal da g'wesen bin, hat si' viel g'ändert. Dortmals wär's no' für Jeden a große Ehr' gwen, wenn eam d' Corona ihr Jawort geb'n hätt', aber heut', heut' moan i, müaßt's aa der Corona a Ehr' sein, wenn a ang'sessna Bauernbursch no' um sie freit."

„Was — was red'st da daher?" fragte jetzt der Bauer aufmerksamer. „Is ebba mei' Tochter heut' weniger werth, als vor sechs Monaten? Seitdem hon i fünftausend Gulden mehr im Vermög'n und — dreimal fünf is fünfzehn und fünfzehnmal achtavierz'g — achtavierz'g — fünfmal achtavierz'g — dös verdammte Roaten (rechnen)! Woaßt es du?"

„Im Kopf nöd, aber am Papier bring i 's schon zam. Es is was ganz anders, vom Geld is koa' Red, was liegt mir an fünf auf oder ab — aber dö G'schicht da mit dem Berger Felix . . ."

„Aa, z'wegn dem wirst ja du ein'gsperrt? D' Corona hat si' recht g'freut drüber — ja so! Was geht denn dö G'schicht mi an?"

„Dö geht enk viel an. D' Leut sag'n, d' Corona halt's mit 'n Studenten. Heut' in da Kircha ham si'

dö Deandln ordentlich von ihr z'ruckzog'n, sie san ihr ausg'wicha, ham 's ausg'lacht — i hon's selber g'sehn . . ."

„Du Tropf, du! G'seh'n hast so was und hast es g'litten? Und kimmst jetzt auf d' Frei? Mei' Corona hat mir's schon erzählt, daß d' a falscher Kerl bist. Mög'n thuat 's di nöd, kriegn thuast es nöd, ein'gsperrt wirst, recht g'schieht dir, du Leutverleumder! Du Kopf in Loch — du Loch in Kopfschlager! So, jetzt woaßt, wia i g'stimmt bin. Wenn i nur wüßt — fünfzehnmal achtavierz'g — alle Teufel! — Quadratschuh, und 'n Quadratschuh für dreiß'g Kreuzer — fünfzehnmal achtavierz'g und wieder mit dreiß'g — dös bringt der Teufl zam, i nöd! I seh schon, i brauch an' Schwiegersohn, der mir 'n Schreibersg'selln machen und roaten kann. — Ah, da kimmt mei' Deandl! Corona, wie viel is fünfzehnmal achtavierzig?

Die Eintretende hatte sofort die Sachlage erkannt. Sie schleuderte dem Burschen einen verächtlichen Blick zu, dann sagte sie zu ihrem Vater:

„Vata, dö G'schicht werd i dir nacha ausrechna, jetzt aber hon i mit dem saubern Herrn da abz'rechna, der mi in der ganzen Gegend verdächti' machen will, als hätt' i a Verhältniß mit'n Berger Felix, und mit dera Lug nöd nur meiner Reputation Schaden bringa will, sondern aa dem arma, unschuldigen Herrn. Und so a Bursch hat no's Curaschi in unser Haus z'kömma! Hoaß'n außi, Vata! Wer mei' Ehr angreift, greift aa dö dei' an. Hoaß'n außi, oder i thua's."

„Er is ja auf d'Frei um di kömma," erwiderte spöttisch lachend der Alte.

„So gib eam d'Antwort!" rief Corona und schritt der Thür in die Seitenkammer zu.

Jetzt trat ihr aber Gidi in den Weg.

„Corona, von dir will i d' Antwort," sagte er.

„I — i veracht' di!" sprach sie, und Ton und Miene bestätigten dies.

„Corona, i bin der Kernbauernbua! Der laßt si' nöd verachten! Wenn i in der letzten Zeit mehr trunken hon, als recht is, so hon i 's z'weg'n dir tho', weil i di vergessen hon woll'n. Aber i kann di nöd vergessen; 'n Studenten hon i zamg'schlagen z'weg'n dir, aus Eifersucht, es is mir nix z'guat und nix z'schlecht, Alles thua i, wenn's mi an's Ziel bringt. B'sinn' di no'mal. Und daß d' es nur woaßt, mei' leibliches und mei' Seelenheil liegt in deiner Hand. Wirst mei', so tracht' i 'n Himmi zua, veracht'st mi aber, so ist mir Alles gleich auf dera Welt, und nöd so viel liegt mir dran . . ." — dabei schnalzte er mit dem Finger — „wenn i schnurstraks der Höll' zuafahr'!"

„Ehst eam an' Antwort giebst," rief der Steinbauer, „sagst mir, wie viel fünfzehnmal achtavierz'g is."

Corona aber antwortete: „Glei, Vata — bin i mit deiner Rechnung ferti, und aa mit der dein', Kernbauer. Mir thuat's leid um dei' Seel', aber so viel is 's mir nöd werth, daß i mir d'rum schon auf dera Welt a Höll' machen möcht. I mag di nöd und werd' di niemals mög'n. Du spielst mit meiner Ehr', dös

Spiel sollst verlier'n. Vorbersamst woaß i, wie i mit dir d'ran bin. Die andern Leut' wer'n aa bald wissen, wie 's mit mir d'ran san und a mit dir. So, Vata, mit dem hon i ausg'rechn't für Zeit und Ewigkeit. Fünfzehnmal achtavierz'g is — zehnmal achtavierz'g ist vierhundertundachz'g und halbmal so viel macht zwoa-hundertundvierz'g, sonach die Summa: siebenhundertund-zwanz'g. Jetzt wißt's alle zwoa, was 's habt's wissen woll'n. Adis!" Sie eilte in die Kammer.

Der Vater aber hatte eiligst das Product auf's Papier geschrieben nnd hatte jetzt auch sofort heraus, daß siebenhundertzwanzigmal dreißig Kreuzer eben so viele halbe Gulden seien, womit er denn seinen Ueberschlag fertig hatte.

Er athmete erleichtert auf und blickte jetzt gleichsam triumphirend nach dem Burschen, dessen Augen noch immer auf die Thür gerichtet waren, durch die das Mädchen verschwunden.

„No, Gidi," sagte er lächelnd, „i woaß, wie r i d'ran bin, und i moan, du könnst es aa wissen. Schaug dir halt um an' Andere, gibt ja gnua! Aber halt so dumm därfst es bei koana mehr anfanga, ihr z'erst an d'Ehr geh'n, und nacha frei'n. Da blitzt bei allezam ab. Dös is mei' Ansicht."

Gidi ballte krampfhaft die Faust zusammen und machte damit eine drohende Bewegung gegen die Thür. Dann eilte er wuthentbrannt davon.

„Wo aus so lüfti? rief ihm der Steinbauer besorgt nach.

„Zum Tuifi!“ schrie der Bursche und schlug die Thür hinter sich zu, daß die Fenster klirrten. Vor dem Hause riß er den Blumenstrauß vom Hute, warf ihn zu Boden und zertrat ihn mit den Füßen, dann eilte er von dannen.

Ein alter Hadernsammler, der gleich darauf vorüberging, hob den zertretenen Strauß auf und schmückte seinen alten zerrissenen Hut damit, dann trat er in den Hof und wohl ahnend, was vorgegangen, sagte er zu der eben den Tisch deckenden Corona:

„Jetzo komm i auf d' Frei — um a bisl ebbas z'essen und um a paar Pfund Haderlumpen.“

Der alte Silveri, der Hadernsammler, war in der ganzen Gegend in jedem Hofe, in jeder Hütte zu Hause. Er sammelte für die Papierfabrik in Deggendorf Hadern ein, die er entweder per Pfund mit wenigen Pfennigen baar bezahlte oder dafür Bandeln, Nadeln und sonstige Kleinigkeiten austauschte. Ueber der Schulter trug er einen langen Sack und einen alten Lederranzen, in welchem sich die verschiedenartigsten Bandeln befanden, daneben Nähnadeln, Fingerhüte, Fadenrollen, Knöpfe und außerdem noch ein Kartenspiel, womit er den neugierigen Mädchen „die Karten schlug“, in welcher Kunst er ebenso bewandert war, wie im Wahrsagen aus der Hand. Da er in der Regel das aus den Karten herauslas, was Jede am liebsten hörte, zufälligerweise auch Manches eintraf, was er auf solche Weise prophezeite, so wurde er als Orakel hoch geschätzt, und sein unverwüstlicher

Humor und seine lustigen Einfälle trugen weiter dazu bei, daß er überall ein willkommener Gast war.

Der alte Mann, mit langen, weißen Haaren und einem grundehrlichen, bartlosen Gesicht, trug einen wetter-vergilbten, großen, niederen Filzhut mit breiter Krempe, eine alte, einst grau gewesene Joppe, kurzlederne, abge-nützte Hose, blaue Strümpfe und mit Holzsohlen versehene Schuhe. Durch seine alle Monate wiederkehrenden Rund-gänge war er so ziemlich von allen Vorkommnissen in der Gegend unterrichtet, kannte alle Herzensgeheimnisse und machte sich ein besonderes Vergnügen daraus, eine gewisse Vermittlerrolle zwischen Liebesleuten zu spielen, denn der alte Silveri besaß das unbedingte Vertrauen Aller.

So ward er auch auf dem Steinbauernhof freund-lich aufgenommen, und als er seinen Gruß bei dem in Folge der soeben abgespielten Scene mit Gidi noch sehr aufgeregten Mädchen anbrachte, setzte er singend hinzu:

„Heunt bin i wieder kreuzfidel,
Geht's mir glei, wie dawell,
Eing'sperrt und Strixen kriegt,
Wird nix aufg'mirkt."

„Grüaß di Gott, Haderlumper," sagte das Mädchen. „Setz' di nur hinteri an's Tischl, du kriegst schon was z' essen und von deine Bandeln brauch' i aa."

„Warum sollst du koane Bandeln braucha? Wenn amal der Hochzeiter für d' Thür außigeht, da hoaßt's: Aussteuer zamrichten! Dazua braucht ma' Bandeln, und

der alt' Haderlumper hat's ja gnua." Und aus seinem Ranzen eine Partie hervorziehend, fuhr er fort: „Sieghst es da, rothe und gelbe, weiße und blaue und gstroafte, halt grad, wie's d' es wünschst und brauchst. Suach dir 's nur aus. Und Nadeln und Zwirn hon i aa — und an' Hunger und an' Durst hon i aa. Is ja so viel warm heunt, grad wie r im Summer. Du gspürst es aa, dö Hitz', gelt? Sieghst ja brennroth aus."

Corona hielt in ihrer Beschäftigung des Tischdeckens inne, blickte den Alten fest an und erwiderte:

„Ge, gib dir koa Müah. Du schlagst ja dennast nur in d' Stauden. Du woaßt recht guat, was mi heunt in d' Hitz bracht hat."

„D' Liab amal g'wiß nöd!" lachte der Alte, „und daß d' dem Sturmbartl (gewaltthätiger Mensch) 'n richtigen Weg zoagt hast, dös g'freut mi ung'schickt."

„Woaßt es denn, was er mir antho' hat?" fragte Corona.

„Werd i dös nöd wissen!"

„Daß er d' Deandln aufhetzt gen mi?"

Der Alte nickte.

„Mit dene wer i ferti," lachte er. „D' Birnbauern Urschi, dö hauptsächli Schuld dran is, hon i grad in der Curranz g'habt. Aus der Hand hon i's ihr außag'lesen, daß 's an an' Freund a Unrecht beganga, und daß 's so lang nix Guats zu erwarten hat, bis 's dös Unrecht guat g'macht hat. Paß auf, dö kimmt no' heunt und söhnt si' aus mir dir, denn sie hofft, daß

der Lerchenbauern Sepp heut' nach der Vesper a vertrauts Wörtl mit ihr red't."

„Dö soll nur kömma, i werd' ihr 'n Kopf waschen," rief Corona. „Aber woaßt, Silveri, i glaub' nöd an deine Kunststückln, bei mir is no niemals was eintroffen."

„So," rief der Alte, „dös sagst du? Is nöd Alles eintroffen? Wie i dir d' Karten gschlagn hon, da hat's ghoaßen: A Hochzeiter is in Aussicht, und nacha wieder: a guata Freund. Und aus der Hand hon i dir außa g'lesen — no, was ma halt heut no lesen kann — zoags her! Siehgst da, dös is dei' Lebenslinie, wenn si' dö mit der Kopflinie schließt, so bedeutet's a baldige guate Heirath aus Liab. Und wenn d' Tisch-, Leben- und Kopflinie mitanand zamlaufen, so wird ma' in Streit g'rathn. Gel, dös is eintroffen? Und was 'n Hochzeiter anlangt, so bist du auf koan Bauern ang'wiesen, dei' Vata ist a Herr, a großer G'schäftsmann, du hast d' Wahl". . .

„Hör' auf mit dem Zeug! Sag mir, bist aa z' Engelburg g'wen?"

„Freili! Ueber Nacht bin i dort g'wen; gestern Nachts bin i über a Stund im Bergerhäusl g'sessen und hon eana meine Faxen vürg'macht."

„Wie geht's denn im Bergerhäusl?" fragte Corona theilnahmsvoll.

„I dank' der Nachfrag'. D' Dachschindeln därften wieder neu umg'legt wern, sonst is 's guat beinand," entgegnete schelmisch der Alte.

„Hör auf, Gstroachta! I moan d' Leut, und nöd 's Häusl."

„Ja so! No, die alten Leut hampern halt a so dahin, der Wenzl arbet für Drei im Stoabruch und d' Schwester hantirt halt im Haus umanand. Und daß i koans auslaß, der geistli Herr macht si' aa wieder, ei ja, z'nach und z'nach geht's schon wieder. A bisl stark hat's 'n halt mitgnomma."

„Mir thuat er so load, der Arme! I b'suachat 'n gern, aber die bösen Leut — dös gebet a G'red'! Flenna könnt' i oft. Also, es geht eam besser?"

„I — ja! In etli Tag fangt er 's marschiren wieder an. Da will er's probirn auf Fürstenstoa' ummi zum Herrn, zwegn dem er dös Loch in Kopf kriegt hat. I kimm heut no'mol vorbei an sein' Häusl; 's wird 'n g'freun, wenn i eam's sag, daß du so Antheil nimmst an eam. Es wird eam sei', wie r a Bleaml, a frisch's, denn der hat weiter d' Bleamln nöd gern, ganz narret is er drauf. Vor dö Fenster stengas (stehen sie), am Tisch stengas und selm hinterm Ohr hat er a Hängnagerl stecken. D' Nagerln muaß er gern ham, dö muaß er recht gern ham."

„Woaßt was, da bringst eam an' Buschen mit," ereiferte sich Corona. „I schneid dir dö schönsten ab. Grüaß'n und sag eam's nur, daß 's mi recht von Herzen g'freut, daß 's eam wieder besser geht."

Der alte Silveri lachte schelmisch.

„Is recht; schneid' nur d' Nagerln ab; von mir kriegst a schöns Bandl zum zambindn."

Er packte den Inhalt seines Lederranzens noch vollends aus und Corona traf ihre Wahl.

Inzwischen tönte es vom Glockenthürmchen zum Mittagsmahl. Die Kucheldirn brachte das Essen herein und die Stube füllte sich mit den Ehehalten des Hofes. Auch des alten Silveri wurde nicht vergessen. Er bekam Speckknödel, Geräuchertes und Kraut, wie die Anderen und ließ sich's, wie er sagte, „ung'schickt schmecken".

Der Steinbauer und seine Tochter speisten allein und Jener war dabei oft so zerstreut, daß er manchmal die Suppe mit der Gabel essen und das Fleisch mit dem Löffel schneiden wollte. Corona hatte mit ihm ihre liebe Noth. Er wußte das wohl und meinte dann:

„Zeit wär's halt, daß d' mir a Ablösung verschaffest, aber suach' dir nur oan, der roaten kann."

Von Gidi war keine Sprache mehr. Der Vater hatte ihn bereits vergessen.

Der Haderlumper unterhielt die Ehehalten mit allerlei Possen, wahrsagte den Mägden und erzählte von seiner Jugendzeit, wo er ein „Luderkerl" gewesen.

„Da hon i schon so viel g'arbet, als i grad' mög'n hon," schloß er seine launige Rede. „Und jetzt mach' i's, wie d' Bettelleut: wenn's g'essen ham, sagen's „Vergelt's Gott!" und roasen weiter."

Nachdem er mit dem Einem und Anderm noch eine kleine Handelschaft gemacht, verließ er die Stube.

Corona harrte seiner bereits auf dem Hausflötz. Hier übergab sie ihm ein Sträußchen frisch abgeschnittener Nelken, sorgsam in ein Papier gewickelt, welches Silveri

vorsichtig in seinen Lederranzen steckte mit der Versicherung, daß er schon recht darauf acht geben wolle. Die etwa im Hause sich vorfindenden Hadern würde er erst morgen abholen, dann könne er auch gleich den Dank des Kranken übermitteln. Und mit dem Liedlein:

„Alleweil kreuzfidel,
Geht's mir glei, wie dawell!"

verließ er den Steinbauernhof.

Bald darauf gingen Corona und ihr Vater zur Vesper nach Fürstenstein.

Schon weit vor der Kirche kam ihnen die Birnbauern Urschi mit ihren Kamerädinnen entgegen und bat in Aller Namen die beleidigte Freundin um Verzeihung. Sie erklärte, daß sie durch die Verleumdungen, welche Gidi über Corona ausgestreut, irre geführt, nun aber wüßten, daß er gelogen, denn sonst wäre er sicherlich nicht zu ihr auf die Frei gegangen. Corona verzieh ihnen und ertheilte ihnen den guten Rath, künftig nur vor ihrer eigenen Thüre zu kehren. Sie mußte lächeln bei dem Gedanken, wie schnell Silveri's Wahrspruch gewirkt.

Dann schritt sie mit ihrem Vater der Kirche zu, aus welcher schon der milde Ton der Orgel hörbar war und der schöne Gesang der frommen Nonnen von Fürstenstein zur hehren Andacht stimmte.

IV.

Im Bergerhäuschen zu Engelburg ward heute ein gar frohes Familienfest gefeiert. Felix konnte zum erstenmal seit seiner Ankunft wieder von der oberen Stube herabgekommen in die Wohnung der Eltern, konnte sich eine Weile in dem Obstgarten hinter dem Hause ergehen, der unmittelbar an den prächtigen Blumengarten des Schlosses stößt, und die lauen Lüfte einathmen, mit denen der schöne Herbst noch erquickte. Wie freute er sich der warmen Sonne, der bunten, herrlichen Blumen, die vor seinem Fenster noch in ihrer ganzen Farbenpracht erglühten, wie freute er sich des warmen Lebens rings um ihn!

Da sollte seine Lust noch erhöht werden durch die Ankunft des alten Silveri, der ihm das Nelkensträußchen mit einem „schönen Gruß“ von Corona überbrachte.

„Von meiner Schwester!“ sagte er leise für sich hin, und er preßte die Blumen an seine Lippen und seine Augen leuchteten. Viel schöner dünkte ihm jetzt die

ganze Natur, die Blumen leuchteten in erhöhtem Farbenschmelz, die Lüfte schienen ihm mit Balsam erfüllt und der tiefblaue Himmel blickte so lieblich und heiter auf den Wiedergenesenen herab.

Oefter mußte er von Mutter und Schwester daran gemahnt werden, daß es für das Erstemal schon genug des Guten sei, daß er sich schonen möge, damit er morgen den beabsichtigten ersten Ausgang nach Fürstenstein wagen könne.

Als er in die Stube zurückkehrte, saß der Haderlumper noch daselbst auf der Ofenbank. Man freute sich seiner Unterhaltung, denn er verstand es, seine Heiterkeit auch auf seine Zuhörer zu übertragen. Das Hauptthema seiner Erzählung bildeten die Vorkommnisse in Fürstenstein und im Steinbauernhofe. Der Alte war klug genug, die verleumderischen Anklagen Gidi's hier nicht weiter auszuführen. Als er sich aber zum Fortgehen anschickte, sagte er:

„I kehr' morgen wieder beim Stoa'bauern zuwi, um meine Hadern z'holn. Wenn i ebba was auszrichten hätt'?"

Felix beauftragte ihn natürlich ebenfalls mit einem Gruße an des Steinbauern Tochter, er solle ihr nur sagen, wie sehr ihn das Nelkensträußchen erfreut habe.

„'s is oamal z' schad, daß d'Pfarrer nöd heirathen därfen; da ließ si' a Kuppelpelz verdean," dachte Silveri bei sich. Dann setzte er laut hinzu: „So wünsch' i halt, daß der erst' Ausgang morg'n recht guat anschlagt, und also — roas' i wieder mit Gott, a alter Hader-

lumper, und bring' dennast oft rarers, als Gold und Edelstoa', von Haus zu Haus. B'hüt' Gott!"

Die Bergersleute verstanden den Sinn dieser Rede nicht, der Alte schwätzte ja gar viel närrisches Zeug — aber Felix hatte ihn verstanden.

Der nächste Tag war zu einem ersten Ausgang wohl geeignet. Es war, als ob der Herbst all' seine Pracht entfaltet hätte, um die Herzen der Menschen für sich zu gewinnen. Dies wird ihm freilich leicht, denn das Gefühl, daß es bald zu Ende geht mit dieser Herrlichkeit, das Bewußtsein, daß die schon gelblich gefärbten Blätter durch einen einzigen rauhen Sturm hinweggefegt werden können, stimmt die Herzen zu einer gewissen Trauer und macht sie doppelt empfänglich für jedes liebe Zeichen, gleichwie das nahe Scheiden einer geliebten Person trotz des noch heiteren Beisammenseins uns doch mit stiller, unsagbarer Wehmuth zu erfassen vermag.

In Begleitung seiner Schwester verließ Felix im Laufe des Vormittags das kleine Häuschen und schritt mit ihr den von herrlichsten Buchenwäldern umgebenen Berghang hinab, auf dessen oberster Kuppe die herrliche Engelburg thront. Ein schönes Fahrsträßchen führt zu dem etwa eine Viertelstunde entfernten Schlosse Fürstenstein, das, noch vor Kurzem eine Ruine, nunmehr von Bischof Heinrich von Passau wieder aufgebaut und in eine Erziehungsanstalt für Knaben und Mädchen unter der Leitung englischer Fräulein umgewandelt wurde. Der Weg dorthin, fast auf der Höhe des Bergrückens

fortlaufend, ist von unvergleichlichem Reize. Buchen- und Tannenwald, saftige Wiesengründe, wohlgepflegte Felder und Hopfengärten wechseln zu beiden Seiten; dazwischen herrliche Ausblicke in das grüne Thal zur Rechten und hin zu dem bayerischen Waldgebirge. Vor Allem aber zieht das Auge das mehrthürmige, aus umfangreichen Gebäulichkeiten bestehende Fürstensteiner Schloß an, zu welchem die Straße zuletzt steil hinaufführt.

Des Wiedergenesenen erster Gang war in die an das Schloß angebaute Kirche, während die Schwester einen Besuch im Kloster machte, von wo sie der Bruder wieder abholen wollte.

Das schöne Gotteshaus war leer. Felix brachte aus frommen Herzen den Himmlischen den Dank für seine Wiedergenesung dar. Da ward die feierliche Stille durch den sanfttönenden Gesang der Nonnen unterbrochen, welche in dem an die Kirche anstoßenden Chor ihre Hora hielten. Es klang so wunderbar, wirkte so überwältigend auf den Zuhörer, daß er sich einer tiefen Rührung nicht erwehren konnte. Es überkam ihn ein Gefühl glückseligen Friedens, aber auch zugleich ein unerklärliches Bangen, daß er eines solchen Friedens nicht lange theilhaftig werden solle, es war ihm, als fühlte er, wie sich die Gewitterwolken sammelten an seinem Lebenshorizonte, als fühlte er den Sturm nahen, der den so sehnlich gewünschten Frieden hinwegfegen würde, wie der Herbstwind unbarmherzig mit eisigem Hauch die welken Blätter der Blumen und Bäume erstarren läßt,

die heute noch so lustig leuchten, prangen und duften und mit ihren Reizen das Auge entzücken.

Die Hora war zu Ende und auch Felix verließ wieder die Kirche, um nunmehr dem Geistlichen seinen Besuch zu machen, dessen Wohnung sich in einem mit Reben und Blumen umrankten Vorgebäude des nunmehrigen Klosters befand. Der Seelsorger war soeben bei einem Kranken; da jedoch dessen Rückkehr bald erwartet wurde, begab sich Felix in den anstoßenden Garten, um dort auszuruhen und den Freund zu erwarten. Zwei über tausend Jahre alte Linden stehen in der Mitte dieses Gartens, deren eine über vier Meter im Umfange hält und die sich in zahllosen Stämmen und Aesten gleich einem riesigen grünen Strauße über einen großen Theil des Gartens ausbreiten. Im Schatten derselben waren Tisch und Bank angebracht, auf welcher sich Felix niederließ.

Jetzt athmete er wieder leicht. Der Zauber, der sich dem entzückten Auge hier eröffnet, verscheuchte schnell die trüben Nebel, die sich um sein Herz gelegt. Er hätte jetzt wieder aufjauchzen mögen vor Freude über all' die Herrlichkeit rings umher.

Unmittelbar vor Felix prangten in üppiger Fülle die schönsten Herbstblumen in hundert bunten Farben, Georginen, rothe und weiße Malven erhoben sich über die niederen Astern, Lamberten und Resedas, und wie sie alle heißen, die uns zur Freude geschaffenen duftenden Blüthen. Ueber dieselben hinweg aber streift der Blick

hinaus in eine unermeßliche Rundschau, wie solche sonst nur auf hohen Berggipfeln zu erwarten ist. Da liegt ein großes Stück von Bayern und dem Böhmerwalde gleich einer Riesenkarte ausgebreitet, Hügel und Bergketten bauen sich auf und die entferntesten, meist hochgelegenen Ortschaften sind mit freiem Auge erkennbar. Der Grenzgebirgskamm und seine westlichen Ausläufer schließen den ganzen nördlichen und östlichen Horizont ab, west- und südwärts überschaut man die fruchtbare Ebene von Straubing, das Stromgebiet der Isar, der Donau und des Inns mit den Alpen im südlichen Hintergrund. Die verschiedenen Farbentöne, vom saftigen Wiesengrün bis zum dunklen Tannengrün der näheren und dem bald dunklen, bald hellen Blau der entfernteren Waldberge, auf deren unermeßlichen Forsten ein zarter, duftiger Schleier zu liegen scheint, üben auf den Beschauer einen nachhaltigen Eindruck aus. Hier zeigen sich auch in größerer oder geringerer Entfernung die umliegenden Waldschlösser Kaltenstein, Diessenstein, Ranfels, das weit in die Ebene hinausschauende Ramelsberg, dem die Sage das höchste Alter unter den Burgen des bayerischen Waldes verleiht, Saldenburg und Engelburg, mit denen die Geschichte des unteren Waldes innig verwebt ist.

Die nachbarliche Engelburg mit ihren vier Thürmen, welche malerisch aus dem sie umgebenden Waldgürtel emporragt, war herrlich von der Sonne beleuchtet, ebenso die etwa eine Stunde entfernte Saldenburg, wegen

ihrer eigenthümlichen Bauart und Lage die „Die Waldlaterne“ genannt.*)

Manch' schöne Sage weiß der Volksmund von diesen Burgen zu erzählen. So sollen Fürstenstein und Engelburg in grauer Vorzeit von zwei Riesen gleichzeitig erbaut worden sein. Sie hatten aber nur einen einzigen riesigen Hammer, mit dem sie die mächtigen Granitblöcke zurichten konnten. Da sie nun zur gleichen Zeit, der Eine mit Engelburg, der andere mit Fürstenstein fertig werden wollten, so warfen sie mit geschicktem Wurfe den Steinhammer von einer Bergkuppe zur anderen, und zwar von Stunde zu Stunde hinüber und herüber. In Folge dieses einträchtlichen Zusammenwirkens konnten sie beide ihre Burgen binnen einem Vierteljahre vollenden. Der Steinhammer bildet aber bei den Bewohnern dieser ganzen Gegend noch heutigen Tages das Haupthandwerkszeug der männlichen Bevölkerung, womit diese in den allerwärts vorhandenen Granitbrüchen das prächtige Steinmaterial zurecht richtet, das in ganz Deutschland und darüber hinaus wegen seiner Schönheit begehrt ist.

Auch unmittelbar vor Fürstenstein befindet sich ein solch' ergiebiger Steinbruch. Wegen der Mittagszeit war es aber jetzt stille dort, wie in der ganzen Gegend. Wieder überkam Felix jenes glückliche Gefühl des Friedens und ein mächtiger Drang regte sich in seinem Herzen

---

*) Diese drei Schlösser sollen einst durch einen unterirdischen Gang verbunden gewesen sein. Der Eingang in einen solchen ist in Engelburg noch sichtbar, er scheint nach dem näheren Fürstenstein zu führen.

und in seinem Geiste, diesen Gottesfrieden seinen Mitmenschen mittheilen zu können als Priester des Herrn. Dieser erhabenen Bestimmung würdig befunden zu werden, sollte von nun ab sein einziges Streben und Denken sein. Keine Entbehrung, kein Entsagen sollte ihm zu groß sein, dieses hohe Ziel zu erreichen. Er fühlte sich glücklich in dem Gedanken an die Zukunft, alle Güter des Lebens dünkten ihm kleinlich und entbehrlich gegen das nun bald erreichte, gottgeweihte Ziel.

So ging er in gehobener Stimmung dem ihn aufsuchenden Beneficiaten entgegen.

„Ich bin so glücklich," rief er ihm schon von weitem zu, „hier außen ist's so himmlisch schön, und da drinnen," hierbei legte er die Hand ans Herz, „ist mir so himmlisch wohl."

Der Geistliche begrüßte ihn freundlich und fragte, was ihn so glücklich mache.

„Meine Bestimmung," antwortete Felix; „mehr als je bin ich davon begeistert; ein Priester zu werden gleich Ihnen, ist der höchste Wunsch meines Lebens."

Der Beneficiat sah den so Sprechenden mit einem Ausdruck des Mitleids an.

„Gehen wir ins Kloster," sagte er. „Die Frau Präfectin hat für Sie ein Mittagmahl herrichten lassen; sie ist durch Ihre Schwester auf Ihren Besuch vorbereitet worden. Nach dem Essen aber sprechen wir weiter über Ihre Zukunft. Kommen Sie, stärken Sie sich!"

Eine Stunde später, nachdem das Mahl bei der würdigen Frau Präfectin vorüber, führte der Geistliche

den jungen Freund auf sein Zimmer und bat ihn, sich nicht aufzuregen, wenn er ihm eine Mittheilung zu machen hätte, die ihm im ersten Augenblick mißfallen werde.

Felix sah den geistlichen Herrn überrascht an, dann bat er, ihn mit der Nachricht bekannt zu machen.

Der Priester nahm nun ein Schreiben aus dem Pulte und sagte:

„Mein lieber Freund! Sie haben sich für mich geopfert und für mich geblutet; statt daß ich Ihnen hierfür mit Freuden danke, bin ich dazu auserkoren, Sie zu verwunden, wie ich aus Ihren vorigen warmen Aeußerungen annehmen muß, bis in die tiefste Seele hinein.“

Der junge Mann wagte kaum zu athmen.

„Was gibt es für mich Unheilvolles?“ fragte er. „Ich bin mir keiner Schuld bewußt und es gäbe für mich nur eine schlimme Nachricht, die, daß mir mein heißester Wunsch versagt würde, Priester zu werden.“

„Eben dieser Wunsch,“ erwiederte der Geistliche mit nassen Augen, „ist Ihnen, wenn auch nicht für immer, so doch vorerst versagt.“

„Versagt? Allen Ernstes — versagt?“ stammelte Fritz erblassend.

„Ich würde mir nie erlauben, mit Ihnen in solcher Weise zu spassen. Seien Sie stark, zeigen Sie, daß die erste Pflicht des Priesters in Ihnen lebendig ist: Gehorsam seinen Oberen in allen Dingen, und sich in Demuth zu beugen vor Allem, was sie in klugem Er=

messen, wenn wir's auch nicht sofort begreifen, über uns verfügen.“

„Wie können die Obern über mich verfügen, und warum? Was habe ich denn gethan?“ rief Felix.

„Hören Sie! Dieses Schreiben schickt der Herr Präses des bischöflichen Seminars an mich, um Ihnen von demselben Mittheilung zu machen. Es heißt in demselben, daß sich Ihrer Aufnahme in das priesterliche Seminar unüberwindliche Bedenken entgegenstellen. Die öffentliche Meinung bringt Sie in Beziehung zu einem Mädchen, auf das auch die eigentliche Ursache Ihrer Verwundung zurückzuführen sei, welche sich bei der Verhandlung unzweifelhaft als ein Racheact eines Eifersüchtigen ergeben. Der Präses erklärt nun, daß die Reinheit und Unentweihbarkeit des Institutes selbst nicht durch vielleicht unwahre Gerüchte angegriffen werden dürfe, und findet sich zu seinem Bedauern veranlaßt, zu bestimmen, daß Ihre Aufnahme in das priesterliche Seminar bis auf weiteres nicht stattfinden könne.“

Der Beneficiat hatte geraume Zeit zu sprechen aufgehört; Felix saß wie niedergedonnert auf seinem Stuhle, er wußte kein Wort zu erwidern. Der Unterschied zwischen der vor einer Stunde noch so schön geträumten Zukunft und der nun so entsetzlichen Gegenwart war so groß daß sein Hirn nicht ausreichte, das Alles sofort zu fassen.

Der Geistliche reichte ihm jetzt die Hand und sagte:

„Glauben Sie mir, daß ich Alles gethan, diesen Leidenskelch von Ihnen zu nehmen. Das Schreiben

kam schon vor acht Tagen in meine Hände, ich schickte es zurück mit einem langen Berichte, in welchem ich Sie in Schutz nahm gegen alle Verdächtigungen, und klar darlegte, daß Sie mir zu Hilfe gekommen in Noth und Gefahr, wie es einem braven Manne geziemt, und nur in Folge dessen verwundet worden seien. Aber Alles nützte nichts, das Schreiben kam heute wiederholt an mich und nun mußte ich Ihnen davon Mittheilung machen."

„Also Alles aus?" rief Felix schmerzlich.

„Nicht Alles," entgegnete der Geistliche. „Sie können ja das Lyceum als Stadtstudent besuchen oder auf die Universität nach München gehen, und wenn ein Jahr vorüber, ändert sich vielleicht die Gesinnung des Herrn Präses und Sie finden Aufnahme in das theologische Seminar. Es ist also noch nicht Alles verloren!"

„Wie fände ich da die Mittel hierzu!" jammerte Felix. „Ich bin ja leider arm, ganz arm. Ach, vorhin hielt ich noch Reichthum für eitel und jetzt schon muß ich bitter meine Armuth beklagen. Lassen Sie mich nach Hause; ich weiß nicht, was thun, was denken. Dieser Schlag kam zu unerwartet und er sitzt tiefer, als der des Kernbauern. Und dieser Schlag thut mir so weh. Ich fühle, daß man mir unrecht thut, schwer unrecht, daß man mir das Heiligste hinwegnimmt, was mein ganzes Herz erfüllt hat. Lassen Sie mich gehen, meine Schwester wird auf mich warten. Ach, was werden meine Eltern sagen! Das ist der Todesstreich für die guten alten Leute. Der Gedanke an das Glück, in mir

bald einen geistlichen Sohn zu haben, fristete ihr Leben. Sie zehrten schon von der Zukunft und vergaßen darüber die Sorgen der Gegenwart. Ach, meine armen, braven Eltern!"

Und nun konnte er es nicht verhindern, daß ein Strom von Thränen aus seinen Augen hervorbrach.

Der geistliche Herr tröstete, so gut er es vermochte, aber Felix hörte auf nichts mehr. Fast schluchzend nahm er von dem Priester Abschied, der ihn noch im Laufe des Tages zu besuchen versprach. Vor dem Hause empfing ihn die besorgte Schwester.

„Felix, du hast gflennt?" fragte sie erschrocken. „Was is denn passirt? D'Frau Präfectin is recht z'frieden g'wesen mit dir. Sie hat gmoant, du wirst amal a recht würdiger geistlicher Herr."

Felix lachte bitter auf. Er theilte jetzt der Schwester mit, was sich seit dem Mittagessen ereignet. Theilnahmsvoll und schweigend hörte sie ihm zu. Als er sich aber dann erneutem Schmerze überlassen wollte, sagte sie:

„Felix, verlier' dein' Muath nöd. Wie's aa wern mag, mir alle san und bleiben stolz auf di. Trag dei' G'schick und b'halt aa dein Stolz. Unser Herrgott macht's schon wieder recht!"

V.

„Der Berger Student is ausg'sprunga!" hieß es nach wenigen Tagen in der ganzen Gegend, da man den jungen Mann statt der halb geistlichen Tracht plötzlich wieder in gewöhnlicher Kleidung sah. Statt des breitkrämpigen Hutes trug er eine kleine, schwarze Studentenmütze und den talarartigen, schwarzen Rock hatte er mit einem solchen von dunkelgrüner Farbe und neumodischem Schnitt vertauscht. Bevor dieses geschah, war er selbst noch in Passau gewesen, um persönlich die Zurücknahme des Edicts zu erwirken, aber der Präses konnte, so leid es ihm auch sichtlich war, vorerst nichts in der Sachlage ändern und nur den Rath geben, nach einem Jahre sein Aufnahmsgesuch zu erneuern.

So sehr sich auch Felix dagegen sträubte, er konnte es nicht verhindern, daß sein Herz mit einer gewissen Bitterkeit erfüllt wurde. Vergebens suchte er sich damit zu trösten, wie ja der Heiland auch die schwersten Ungerechtigkeiten über sich ergehen lassen mußte, und wie

sein Kreuz so verschwindend klein sei gegen das des Erlösers; es beruhigte ihn dieser Vergleich wohl auf Stunden, aber die Bitterkeit kehrte immer wieder in sein Herz zurück.

Die Schwester, welche ihn nach Passau begleitet, hatte vorsorglich ihre Ersparnisse mitgenommen; damit kaufte sie, nachdem sein Geschick entschieden, dem Bruder einen neuen Anzug und so erschien er Allen unerwartet in der Heimat als gewöhnlicher Student. Die Leute machten große Augen nnd sagten: „Er is ausg'sprunga!" Das heißt, er hat die Bahn zum Geistlichen verlassen.

Die alte Bergerin war freilich die erste Zeit ganz trostlos, aber der Vater gab sich um so schneller in das Unvermeidliche.

„Aft'n soll er halt auf an' Landrichter studir'n oder auf an' Docta," meinte er. „An' iada Stand is a Ehrenstand, wenn ma'n g'höri ausfüllt, ob's jetzt a geistlicher Herr is, a Beamta, a Bauer oder a Handwerksmann. Selm Knecht sei', is a Ehrenstand, wenn er sei' Pflicht thuat. Was fanget ma' denn an, wenn alle Mannets geistli wereten? Da hätt' ma ja nöd Kirchen gnua, und was sageten denn nacha die Deandeln? Kurz und guat, unser Felix wird überall sein Mann macha, und wenn d' Leut jetzt aa spötteln, sie wer'n dennast no' 'n Huat vor eam awaziagn; dös is mei' Glauben!"

„Aber halt koa' Priminz gibt's," jammerte die Mutter. „Und g'rad auf dö hon i mi g'freut schon so lange Zeit."

„So gibt's halt vielleicht a Hochzet!“ fiel der Alte lachend ein; „is aa was schöns und — bald hätt' g'sagt, wenn i d' Wahl hätt', mir wär' d' Hochzet liaba. Da, Alte, könnt'st es no daleb'n, daß i sammt mein' Stelzfuß tanzet und . . .“

„Sei staad, sei staad!“ wehrte die Alte. „Bis dahin thuat uns koa' Zahn mehr weh, dös daleb'n wir ja gar nimmer. Denkst denn gar nöd an unser Alter?“

„Dös kimmt d'rauf an,“ meinte der Vater. „'s Sterben is alleweil 's letzte. Kimmt's, so kimmt's! Aber was no an Freuden kimmt, dös nehma ma aa mit.“

Die alte Frau schüttelte jedoch den Kopf — sie konnte sich nicht so leicht beruhigen.

Weniger rasch als der Vater wollte sich Wenzel, der jüngere Sohn, in die Sachlage fügen. Gerechter Zorn erfüllte ihn gegen den Kernbauern Gidi, dessen boshafte Verleumdungen allein das so betrübende Verhältniß in seiner Familie herbeigeführt hatten.

„Dös is eam nöd g'schenkt!“ äußerte er sich oftmals. „I rechn' no mit eam ab!“

Wenzel arbeitete im Steinbruche des Steinbauern und durch ihn erfuhr Corona unverblümt die wahre Ursache von seines Bruders Entlassung aus dem Seminar. Auf ihre Bitte hin hatte sie Felix damals von der „Hollmeicapelle“ nach Hause begleitet und dieser Freundesdienst sollte nun so schwere Folgen für den jungen Mann haben? Sie war empört über Gidi, den ehrvergessenen

Burschen, der seine, wie ihre Ehre in so unverantwortlicher Weise bloßgestellt.

„I wenn a Mann wär', dem zoaget i's!" rief sie erzürnt.

„I bin a Mann! versetzte darauf Wenzel. „Kimm i mit eam zam, so soll er an mi denken zeitlebens!"

Wie gerne hätte Corona dem Freunde selbst ihr Mitgefühl ausgedrückt, aber sie fürchtete die bösen Nachreden, die sie abhielten, dem Drange ihres Innern nachzugeben und selbst ins Bergerhäusl zu gehen. Sie bat deßhalb Wenzel, dem Bruder zu sagen, wie schmerzlich es ihr sei, sich selbst als die Ursache seines Unglücks anklagen zu müssen, und wie sie fürchte, daß er ihr das niemals verzeihen könne.

Wenige Tage später sprach auch der alte Silveri wieder einmal auf dem Steinbauernhofe zu. Er hatte die Ereignisse der letzten Tage schon erfahren und sprach Corona gegenüber unumwunden sein Bedauern darüber aus.

„Dös wär' a runda (vollkommener) Caplan wor'n," meinte er, „der Felix. Aber es steht eam a dös greane Röckl recht guat. Du wirst es schon sehgn am Sunta beim Patricinium in der Brünnlcapelln. Dös wird er nöd auslassen und du g'wiß aa nöd."

„Natürli geh' i mit 'n Vata hin," bestätigte Corona. „Kömma ja d' Schwester und der Schwager von Ranfels umma. Koa' Jahr ham ma dös Fest versäumt.

Und is 's, daß der Felix hinkimmt, so g'freu' i mi no'mal so stark d'rauf," fügte sie erröthend bei.

Der Haderlumper sah sie nach der Quere an.

„G'freu' di nur," sagte er. „Jetzt hat's koa G'fahrniß mehr, jetzt därf er wieder mit an jeden Deandl diskrirn, mit 'n grean Röckl thuat er si' leichter, als mit 'n schwarzen. I moan aber, er red't mit gar Neamd sunst, als mit dir.

„Von wem is denn d' Red'?" fragte der herzukommende Steinbauer. „Was hast denn für G'heimniß mit meiner Tochter, du alter Lump?"

„Heirathen möcht' i 's," lachte Silveri; „aber sie halt mi für z' übertrag'n, sie möcht' an' junga, oan, der 's Roaten kann, der 'n Vatern an d' Hand gaang, der Herr Vater ausrasten könnt, ehvor er ganz rndamisch wird vor lauter Roaten. I wüßt enk wem, Herr Vater, der enka Schrift und Rechnerei aus 'n ff versteht. Hellsaiten, dös wär' oana — und an' ehrlicher Mensch, Herr Vater — da machet's a recht's Glück, Herr Vater."

„Wer soll nacha dös sein?" fragte der Steinbauer neugierig.

„Der Berger Student. I moan — 's is g'rad' a Einfall von mir . . ."

Corona's Wangen glühten.

„Du narrischer Silveri!" sagte sie verlegen.

Der Steinbauer aber faßte des Haderlumpers Rede ernster auf.

„Der Einfall is nöd so dumm!" sagte er. „I

hon's schon g'hört, daß er ausg'sprunga is — no, der'nthalb'n schänd' i 'n nöd — i hon aa g'hört, warum, aber i hon's vergessen . . ."

Jetzt platzte der alte Silveri vor Lachen gerade hinaus und schlug sich dabei mit der Hand auf die belederten Schenkel, daß es nur so klatschte.

Der Steinbauer sah ihn verwundert an.

„Mei'," sagte er, „i bin halt oft z' wirrt im Kopf."

Auch Corona hatte sich des Lachens nicht enthalten können. Sie selbst hatte dem Vater Alles erzählt, damit er es nicht von fremden Leuten erfahre, und nun schien er wirklich nichts mehr davon zu wissen.

„Am Patricinium könnt's ja mit eam reden," faßte Silveri das Gespräch wieder auf, „so in d' Stauden klopfen. Gebt's eam hait a Rechenexempel auf, Herr Vater, und wenn's moant's, er paßt, so nehmt's 'n als Schreiber, oder als Verwalter. Wenn a Haderlumper an' Verwalter brauchen könnt, i stellet 'n glei bei mir an. Aber i bin halt selm a armer Tuifi, und d' Armuth macht nöd immer glückli, und Reichthum — is koa' Schand."

Der Steinbauer versprach, sich die Sache zu überlegen und mit Corona Näheres darüber zu besprechen. Diese aber sagte: „Als Verwalter oder Schreiber kimmt mir der Felix nöd' ins Haus . . ."

„Als was denn nacha?" fragte der Steinbauer. „Als Stoaklopfer wird er nöd mög'n, sunst wüßt' i

nöd .... No, wir wer'n ja sehgn! Jetzt woaß i nöd, ham ma schon z' Mittag g'essen, oder nöd?"

„D' Knödl san ang'richt'," berichtete in diesem Augenblicke die Kuchelbirn.

„Da geht nacha d' Mahlzeit erst an," sagte der Steinbauer. „Also guate Nacht, Haderlumper. Lass' dir 'n Kaffee guat schmecken."

„Aa so viel, Herr Vater," entgegnete dieser. „Aber i lass' mir's schon zum Mittag schmecken, nöd 'n Fruahkaffee. Bis auf d' Nacht hon i 's no auf viel Lumpen abg'seh'n."

„Ja, ja," lachte der Steinbauer, „d' Lumperei is ja dei' G'schäft." Und sich an die Küchenmagd wendend, sagte er: „Gib eam halt 'n Knödl, der so groß is, wier a Deggendorfer*), sunst richt' er uns aus, dös lebendi Wochablattl."

Nachdem der alte Silveri Speis' und Trank genossen, machte er sich dankend auf den Weg. Er lenkte seine Schritte sofort Engelburg zu.

Im Bergerhäusl traf er die beiden Alten allein. Er erkannte auf den ersten Blick, daß sie heute für seine Späße wenig Verständniß hätten. Aber sie wollten doch gerne wissen, wie man in der Gegend über ihren Sohn spräche. Da beeilte sich denn Silveri, den Eltern

---

*) Am Brodhaus zu Deggendorf hängen zwei Steinkugeln, welche als Wahrzeichen der Stadt gelten und die berühmten Knödel bedeuten, eine Speise, deren vorzügliche Zubereitung ihr einen weitverbreiteten Ruf verschaffte.

klar zu machen, daß es unumgänglich nöthig sei, daß Felix bei dem Fest an der Brünnlcapelle erscheine und durch seine Gegenwart beweise, daß er sich schuldlos fühle und sich nicht scheue, seinen Landsleuten unter die Augen zu treten. Bleibe er ferne, wie schon an den letzten Feiertagen von der Kirche, so könnte man es den Leuten nicht verdenken, wenn sie sich ihre Gedanken darüber machten und sich ihr eigenes Urtheil bildeten.

„Ja, er soll hingeh'n," sprach die Mutter; „der Felix braucht si' vor neamd z'scheuen. Er is alle Jahr dort g'wen, heuer soll koa' Ausnahm sein!"

„Dös sell is aa mei' Glaub'n," versetzte der alte Steinhauer. „Und der Wenzel soll mitgeh'n. Könnt' i's nur damacha, i fehlet aa nöd, und i wüßt's g'wiß, koana schauget mein' Sohn krumm an. Wir sorgeten dafür!"

„No, no, raffa könntet's aa nöd mit die Leut," beschwichtigte die Alte; „dös müaßt' si' guat ausnehma! Da wär' erst Alles 'rum und koa' Hoffnung mehr, daß's wieder richti' wird. Es is recht guat, daß du dahoam bleib'n muaßt; und n' Wenzel hon i aa nöd gern mit. Er schimpft so lasterhaft auf'n Gidi. Wird ja dennast koa' nuis Unglück im Anzug sein, ham ma eh' schon gnua im Haus, mei' liaba Herrgott, ja!"

Silveri suchte die Alte zu beruhigen, indem er meinte, wo der „gesetzte" Felix sei, werde es zu keinem Streite kommen. Auch könne er ja nach der Kirche gleich wieder nach Hause gehen; aber die Leute hätten ihn dann wenigstens gesehen und wüßten, daß er sich

nicht zu fürchten habe. Die Eltern sahen das wohl ein und wollten auf ihren Sohn in diesem Sinne wirken.

Mit sich selbst zufrieden, verließ der Hadernsammler das Häuschen, und indem er sich die Hände rieb, sprach er pfiffig vor sich hin:

„'s Fuir (Feuer) muaß ma' schür'n, daß's nöd auslöscht und brinnet wird. Bin i dennast aa no' zu was nutz auf der Welt!“

VI.

Eine Stunde nördlich von Engelburg, auf dem Wege nach dem Pfarrdorfe Thurmansbang, liegt seitwärts vom Tittlinger Sträßchen in einem wiesengrünen, theilweise von dunklen Wäldern eingefaßten Thale ein kleines, mit einem rothen Kuppelthürmchen versehenes Kirchlein, neben dem sich in gleicher Bauart, mit ebensolcher Kuppel noch eine kleinere Capelle befindet, welche über eine hier entspringende, sehr wasserreiche Quelle gebaut ist, nach welcher die ganze Anlage „Zum Brünnl" genannt wird. Dem Wasser wird eine starke Heilkraft zugeschrieben. Seine außerordentliche Reinheit und sein Wohlgeschmack sind überraschend. Der fromme Glaube legt ihm die Kraft bei, schwache Augen zu stärken, und es fanden sich früher zahlreiche Kirchfahrten aus der Umgegend am „heiligen Brünnl" ein, welches der Himmelsmutter geweiht ist.

In dem 1712 erbauten Kirchlein findet Ende September das Patrocinium statt, bei welcher Gelegenheit viele Markt- und Schänkbuden errichtet werden und

wozu die Bevölkerung der ganzen Umgegend herbeiströmt. Am darauffolgenden Tage wird sodann in der Nähe ein großer Schweinemarkt abgehalten, zumeist für Läufer und Frischlinge (erstere zehn bis zwanzig Wochen, letztere ein halbes Jahr alt), welche von nah und fern herzugetrieben werden und wozu sich die in- und ausländischen Schweinehändler von weit und breit einfinden. Die Schweinezucht bildete früher im bayerischen Walde einen hervorragenden Zweig der Viehzucht, wodurch viel Geld ins Land kam, und zeichnete sich namentlich der Passauer Wald hierin aus.

So ist es erklärlich, daß beide Tage am „heiligen Brünnl“, von denen der eine den kirchlichen, der andere den weltlichen Dingen gehörte, einem Volksfeste ähnlich besucht wurden, und auch heuer strömten die Leute aus den umliegenden Dörfern und Einöden zahlreich herzu.

Ein dichter, brauender Herbstnebel hatte sich Morgens über das ganze Hochplateau gebreitet. Von der Höhe aus betrachtet, glaubte man ein wildwogendes Meer unter sich zu haben, aus welchem die höheren Berge gleich Inseln emporragten. Engelburg und Fürstenstein schienen solche Inseln zu sein, und als die drei Geschwister vom Bergerhäuschen ihren Weg zum Brünnl antraten und den steilen Abhang hinunterstiegen, sagte Felix:

„Vielleicht wär's doch besser, wir blieben zu Hause. Hier oben ist es licht und der blaue Himmel über uns,

dort unten aber ein graues Nebelmeer, und ich hab wahrlich schon genug des Trüben in meinem Inneren."

„O mei' Felix, dö Trübsal in dir dauert aa nur a zeitlang," entgegnete die Schwester, „g'rad wia der Nebel da d'runten. In kurzer Zeit steigt d' Sunn höher und zerreißt den Dunst. Aa dei' Sunn wird wieder steig'n und glanzet wird's wern in dir."

„Du verstehst es, mich zu trösten, mir Muth zu machen," sagte Felix. „Es kommt mir schwer an, heut' nach dem Brünnl zu geh'n; ich werde manchen höhnischen Blick auszuhalten haben . . ."

„Verlaß di nur auf mi, Felix," versetzte der Bruder, der den Anderen mehrere Schritte vorausging. „Koa' Haar lass' i dir krümma! Wenn di wer ebba falsch anschaugt, so . . ."

„So wirst du mich falsch anschau'n lassen," unterbrach ihn Felix. „Du wirst dich um gar nichts kümmern, am wenigsten um mich; verstanden? Wenn ich fürchten müßt', daß du nicht nach meinem Willen thust, kehrte ich lieber wieder um."

„Es passirt nix!" versicherte der Bruder und zündete sein Pfeifchen an.

Die Schwester hatte Recht gehabt. Schon nach einer halben Stunde theilten sich die Nebel, sie verflüchtigten sich vor den zunehmenden Sonnenstrahlen und auch im Thale, an der kleinen Ohe entlang, konnte man alsbald zum blauen Himmel emporblicken. Die Birnbäume auf dem freien Felde und an den Gehöften funkelten in dunklem Roth ihrer bethauten Blätter, die Stauden

am Wege prangten in allen Farben; die rosenrothen Pfaffenkäppchen, die rothen Mehlbeeren, die gelbblätterigen Birken, dahinter die dunkelgrünen Tannen und Fichten brachten bei dem funkelnden Sonnenlicht eine wunderbare Farbenmischung hervor. Schöngefiederte Nußhäher flogen kreischend von Staude zu Staude und hoch in den Lüften schwebte langsam ein großer Geier.

Je weiter die Geschwister vorwärts schritten, desto belebter wurde es auf ihrem Wege, denn von beiden Seiten kamen Wallfahrer heran, die theils laut betend, theils sich unterhaltend, dem gemeinsamen Ziele zustrebten.

Eine große, bunte Menschenmasse wogte um das kleine Kirchlein in den verschiedensten Wäldlertrachten ältester und neuester Mode. Kurze und lange Lederhosen, Blaustrümpfe und Wadenstiefel, langschößige Röcke, Mäntel und Spenser, buntseidene Westen, niedere, mit Band und Sträußchen verzierte Hüte wechselten bei den Männern und Burschen, wobei das silberne Besteck und die silberne Uhrkette, die Luxusgegenstände eines Wäldlerbauern, fast bei Keinem fehlten.

Das weibliche Geschlecht trug je nach dem Alter dunkle oder helle Röcke, farbige Schürzen, goldgestickte Mieder mit buntseidenen Einstecketüchern und um den Kopf entweder die buntrandigen Matras- oder die großen, schönseidenen Mailänder Tücher, welche den Kopf bis zum Haarneste frei lassen und in zwei langen, breiten Flügeln über den Rücken hinabhängen. Vereinzelt sah man auch das silberne oder goldene Riegelhäubchen, sowie die bekannte Passauer oder Linzer Goldhaube.

Alles blickte neugierig in die vielen Marktstände, die zumeist von Lebzeltern bezogen waren, deren Waaren, buntbemalte und verzierte Herzen und in farbiges Papier gewickelte, mit Bildern und Sprüchen versehene Honigkuchen, die Augen der jüngeren Welt fesselten. So ein süßes Herz mit einem schönen Sprüchlein bildet ja das stets erwünschte Geschenk der jungen Burschen für die Mädchen, denen sie ihre Neigung zugewendet. Mancher hatte schon seine Auswahl getroffen und das Gewählte einstweilen in der Jankertasche aufbewahrt, um es zu geeigneter Zeit der „Gewissen“ zu überreichen.

Die drei Geschwister unterhielten sich vor dem Gottesdienste ebenfalls damit, sich die verschiedenen Buden zu besehen und dort und da einen Bekannten zu begrüßen. Wohl machten sie die Bemerkung, daß sie der Zielpunkt vieler Augen waren und die Ursache manchen Geflüsters, aber Wenzel heftete seine Blicke fest auf die Betreffenden und schnitt so manche unliebsame Erörterung über den Bruder ab. Da es noch ziemlich früh war, drängten sie sich durch den Volkshaufen, der das Kirchlein umgab, und gingen gegen Thurmansbang zu, wo ihnen auch richtig der Steinbauer und Corona begegneten, welche ihr Fuhrwerk in letzterem Dorfe zurückgelassen und nun zu Fuß sich nach dem Festplatze begaben.

Felix wäre den Entgegenkommenden gerne ausgewichen, aber es war zu spät hierzu, denn der Steinbauer hatte ihn bereits bemerkt. Dieser hatte sich auf dem ganzen Herwege im Geiste mit dem jungen Manne beschäftigt. Er hoffte ihn hier zu treffen und wollte

ihn bei dieser Gelegenheit prüfen, ob er die für sein Geschäft nöthigen mathematischen Kenntnisse besitze.

„Ganz erwünscht — ganz erwünscht!" rief er ihm zu. „Ehvor wir aber weiter reden, könna s' im Kopf ausrechna, wie viel 66 mal 99 is? Könna 's dös? Aber g'schwind!"

Felix war über diese ganz unvermittelte Ansprache etwas verwundert und fand in Folge dessen kaum Zeit, Corona ordentlich zu begrüßen. Er hatte ja in des Steinbauern Bruch schon gearbeitet und kannte daher seine Eigenthümlichkeiten. Deßhalb erwiderte er auch ohne Zögern:

„66 mal 99 ist 6600 weniger 66, das thut 6534."

Er sagte das mit einer solchen Sicherheit, daß der Steinbauer völlig verblüfft darüber war.

„Merkwürdi, merkwürdi!" rief der Letztere; „in oan Schnaufer sagt er's her und i hon den ganzen Herweg d'ran studiert und bin grad vorhin damit ferti wor'n. Herr Felix, i bin kurz, was i denk', muaß i sag'n, und also, wenn 's ebba koa' Lust mehr hätten zum weiterstudier'n, so schaff' i eana Stell' bei mir, die ihren Mann ernährt, so als Schreiber oder Director — wie's halt woll'n?"

Felix nahm das als Spaß und lachte.

Corona aber versicherte:

„'n Vatern is 's fein schon Ernst, und er wünschet mit mir, an dir guat z' machen, was d' durch mi unverschuld't ausz'steh'n hast."

„Corona," sprach Felix, ihr treuherzig in die Augen schauend, „du hast kein Theil d'ran. Daß dein Name mißbraucht worden, glaub' mir, das hat mich mehr g'schmerzt, als mein eig'nes Unglück."

„Unglück!" wiederholte das Mädchen, indem sie mit Felix hinter den Anderen herging. „Muaß's denn grad' a Unglück sein, wenn wir zwoa mit anand g'nennt wer'n, wir, die Bruada und Schwester sein wollten, von den'n Oans dös Ander' nöd mit an Gedanken kränken könnt'?"

„Ich werd's überwinden, was Haß und Verleumdung mir angethan", entgegnete Felix. „Freilich, das schöne Ziel, das ich mir gesetzt, kann ich nicht mehr erreichen, denn mir fehlen die Mittel dazu. Steinklopfen mag ich nicht, kann ich nicht, so wird nichts übrig bleiben . . ."

„Als die Stell' anz'nehma, die dir der Vater anboten hat," fiel Corona rasch ein. „I werd' schon sorgen dafür, daß's dir guat geht."

„So war das wirklich ernst gemeint?" fragte Felix.

Corona nickte.

„Aber wie kann ich, wie darf ich, was werden die Leut' sagen, wenn —"

„Felix, wie hat's g'hoaßen im Aufsatz? Jeder Mensch ist der Schmied seines eigenen Schicksals."

„Mein Schicksal, sollte sich das noch glücklich schmieden lassen? fragte Felix und sah dem Mädchen mit warmem Blick in die treuherzigen Augen. Wieder

durchströmte ihn jenes eigenartige Gefühl, wie an jenem Abend, als er Corona nach Hause geleitete. Aber heute war es ihm kein unerklärliches Etwas, das sich, durch äußere Umstände zurückgedrängt, nicht laut zu werden getraute. Fragend blickte er dem Mädchen lange in die Augen. Er konnte es nicht glauben, daß sich sein Schicksal so schön gestalten könne. Er hielt sich für zu tief gestürzt, als daß er aus diesem Abgrund wieder emporgehoben werden könnte; für Alles, was an ihm Unrechtes geschehen, sollte er so schönen Ersatz finden? Was könnte es Schöneres geben, als ein liebendes Menschenherz? „Corona, ich sollte — du würdest — nein, nein, du neckst mich nur."

Tief erröthend, mit zitternder Stimme, stockend, hatte er diese Worte gesprochen.

„Du hast mi verstanden, Felix," antwortete Corona, gleichfalls erröthend, und lächelnd fuhr sie fort: „I hon mir aa gar koan Zwang antho', daß d' mi nöd versteh'n sollst. In deiner Hand liegt aa mei' Glück und mei' Freud' für's Leb'n. Willst mit mein Votan sprechen, i steh' neben dir, heunt oder morgen."

„Was soll morgen?" fragte der Steinbauer, der mit Wenzel und Nanni vorausschritt, zurück. „Was geht's denn so langsam? Macht's vorwärts, es läut' in's Amt."

„Der Felix hat mit dir no' a Wörtl z'reden," versetzte Corona.

„So will er in unser Haus?" fragte der Steinbauer, die Beiden erwartend.

„Freili!“ entgegnete Felix.

„Aber als Schreiber nur nebenbei,“ bemerkte Corona.

„Natürli,“ lachte der Steinbauer. „D' Hauptsach' is der Director, Verwalter oder was für a Nama sonst im Belieben steht.“

„Nein, nein, Herr Steinbauer“, sprach jetzt Felix, sich ein Herz fassend, „ich möcht' und darf in Euer Haus nur als — Euer Schwiegersohn!“

Der Steinbauer stand wie versteinert da. Er blickte bald nach der Tochter, bald nach Felix. Ebenso überrascht waren Wenzel und Nanni, die jedoch die Sache als einen gewagten Scherz des Bruders aufnahmen.

„Vata, i muaß dir auf d' Red helfen,“ mischte sich jetzt Corona ein. „I bin mit 'n Felix völli einverstanden. Der Felix is durch mi, wenn aa auf ung'rechte Weis', um sei ganze Zukunft kömma, wir san schuldi, eam an' andere Zukunft zu verschaffen. Daß aber d' Leut', und b'sunders der schlecht' Gidi, nöd wieder 's Verleumden anfanga, so gib' uns in Verspruch. „An' besser'n Schwiegersohn könnt'st dir nöd wünschen, wie i mir koan wüßt, der mi glücklicher machet, als der Felix. Jetzt mach' aber und sag' „ja“! Denn d' Leut' ham uns schon im Aug' und 's G'schmaatz (Gerede) geht wieder an. Sie soll'n glei was g'scheid's z' reden ham, daß der Felix mei' Hochzeiter is.“

Der Steinbauer faßte jetzt Felix scharf ins Auge und streifte dann auch Corona's Blick, der bittend auf

ihn gerichtet war. Er gedachte des rasch gelösten Rechenexempels und mochte einsehen, daß ein so gebildeter Mann für sein Geschäft höchst nöthig sei, denn er fing an zu lachen, und indem er Corona's Hand in die des jungen Mannes legte, sagte er:

„Dö Rechnung hast no ehnda zambracht, als die vorige. I woaß 's, mei Corona thuat nix unüberlegt. Sie muaß für mi denken, und dösmal hat's halt aa für mi denkt. Sie is mei Procuristin, i muaß Ja und Amen sag'n, mag i oder mag i nöd; aber i mag — und also in Gottesnam: Amen."

Felix schüttelte herzlich Corona's Hand, dann die des Steinbauern. Die beiden Mädchen fielen sich vor Freude um den Hals, Wenzel aber stand wie aus den Wolken gefallen da.

In diesem Augenblick wurde zusammengeläutet und man drängte sich zum Kirchlein, um dem Gottesdienst beizuwohnen.

Der Steinhofbauer aber sagte gerührt: „Bitt' ma unsern liaben Herrgott, daß er sein' Segen dazua gibt."

VII.

In räthselhafter Schnelligkeit hatte sich die eben stattgefundene Verlobung unter allen Anwesenden verbreitet. Den Meisten erschien es kaum glaublich, daß die Tochter des reichen Steienbauern sich den Sohn eines armen Steinhauers zum Regenten erwählen könne. Viele meinten zwar: „Dös is halt a G'studirta!“ und sahen recht wohl ein, daß der Steinbauer einen solchen in seinem Geschäfte nöthig haben könnte, mit ganz besonderer Befriedigung aber ward die Nachricht von den Steinbrucharbeitern aufgenommen, sie fühlten sich geschmeichelt, daß Einer, der aus ihrer Mitte abstammte, zu solcher Ehre kam.

Die Bauern hingegen schüttelten die Köpfe. Das war ihnen durchaus nicht recht. Eine Bauerntochter und ein Häuslerssohn, noch dazu ein ausgesprungener Student, das schien ihnen eine Mißheirath zu sein. In diesem Sinne faßte auch Corona's ältere Schwester, Barbara, die mit ihrem Manne, dem Seppenbauern von Ranfels, gleichfalls anwesend war, das für sie höchst überraschende Vorkommniß auf. Sie beklagte sich

nach der Kirche darüber bei ihrem Vater, den sie beiseite nahm und dem sie geradezu vorhielt, daß es eine Schande für ihr Haus sei, daß Corona eine solche Wahl getroffen.

„I brauch an' Schwiegersohn, der roaten kann,“ setzte ihr der Vater entgegen. „Was nutzet mir dei' Mo', der Lali, wenn i wissen wollt, was 66 mal 99 is. Oder woaßt es du, Sepp?“ fragte er den soeben herankommenden, nicht eben geistreich dareinschauenden Bauern. „I will dir was sag'n; wennst es außabringst im Kopf, bis i an' Vaterunser bet' hon, so laß i d' Verlobung z'ruckgeh'n, bringst es nöd außa, so laßt's mi in Fried. I kann d' Corona heirathen lassen, wem's will. Und also roat'! Wie viel is 's?

„Dös wern ma glei ham!“ erwiderte der Ranfelser, aus seinem Schmalzlerglas eine Prise nehmend. Dann strengte er sein kleines Hirn riesig an, wobei er ein ziemlich einfältiges Gesicht machte. Nach einiger Zeit aber sagte er: „I bring's nöd außa. Von mir aus heirath' d' Schwäg'rin, wem's mag, wenn i nur nöd roaten därf.“

Sein Weib aber, die Barbara, gab sich nicht so leicht zufrieden. Sie erklärte, daß sie am Verlobungsmahle, das der Steinbauer beim Wirth in Thurmansbang einnehmen wollte, sich nicht betheilige.

Der Vater drang auch nicht weiter in sie.

„Du kimmst schon wieder, wennst mi brauchst,“ sagte er. „Für heut kannst mir mein guaten Tag nöd verderben.“

„Da wär' ma der Kernbauern Gidi schon am kloan Finger liaba, dös wär' doch a Bauer," sagte die Tochter noch. „Ja, und a rechta Tropf!" ergänzte der Vater. „Adis!"

Er verließ sie und begab sich wieder zu den Anderen, die im freudigsten Gespräch begriffen waren.

„Jetzt machen ma uns glei auf'n Weg nach Thurmansbang, dort halten ma 'n Verlobungsschmaus," schlug er vor, und Alle waren's zufrieden. Nur Wenzel wollte am Platze bleiben, da er sich mit Kameraden zusammenbestellt hatte.

Da kam der alte Hadernsammler herbei. Er hatte die Augen voll Thränen.

„Is 's wahr oder hon i an' Rausch?" fragte er.

„Wahr is 's!" erwiederte Corona. „Heut' trinkst auf unser Wohl. Gieb eam a Guldenstückl, Vater. Und morg'n kimmst auf'n Hof, nacha kriegst no' extra ebbas."

Der Alte empfing seinen Gulden und schwenkte frohlockend seinen Hut.

„Heut muaß i 'n Rausch krieg'n!" rief er. „Es is der erst' sita'n letzten Mal."

Von allen Seiten aufmerksam betrachtet, verließ der Steinbauer mit dem Brautpaare, begleitet von Nanni, den Wallfahrtsort.

Gidi hatte inzwischen auch schon die Neuigkeit vernommen und blickte ihnen jetzt wuthentbrannt nach. Bald darauf begegnete er Barbara, die ihm sehr zugethan war und ihrer Mißbilligung unverhohlen Aus-

druck verlieh. Sie tröstete ihn mit der Versicherung, daß sie Alles aufbieten würde, um diesen Verspruch wieder zu lösen, er solle die Hoffnung noch nicht aufgeben. Gidi wünschte dem Bettelstudenten, wie er Felix nannte, alles erdenkliche Schlechte und bedauerte nur, ihn bei der jüngsten Gelegenheit nicht nachhaltiger zugerichtet zu haben.

Corona's Schwester gefielen jedoch die Aeußerungen nicht.

„G'scheh'n braucht eahm von mir aus nix,“ sagte sie, „aber wenn dö G'schicht' a so wieder ausananda g'richt't wer'n könnt', gäb's neamand Frohern, als mi. Wennst es mögli machen kannst, Gidi, auf mei' Beihilf därffst rechna.“

Vom Schlusse des Gottesdienstes an, war der am Waldsaume hergerichtete Schänkplatz der Zielpunkt aller Wallfahrer. Es wurde hier das weitberühmte, vortreffliche Engelburger Bier verzapft, das für die meisten die sonderbare Eigenschaft hatte, daß sie davon wohl viel, aber nie genug trinken konnten. Selbstverständlich fehlten auch nicht einige herumziehende Musikanten, ein blinder Drehorgelspieler, ein alter Scherzelgeiger, so benannt, weil er um ein Stücklein Schwarzbrod vor den Bauernhäusern geigt, und ein paar Harfenistinnen, die der böhmische Wind, wie die Leute witzig sagten, „ins Boarische umag'waaht hat.“ Dazwischen ließen die Kinder ihre erkauften Spielwaaren ertönen, wie Röhrlpfeiferln, Trompeterln, Mund- und Ziehharmonikas, Pfeifen, Ratschen, Kukukstöne schwirrten in buntem Durch-

einander, so daß bald ein ohrenbetäubender Lärm entstand.

Der alte Silveri suchte auch seinen Gulden nach Möglichkeit fortzubringen. Er lebte in einem gelinden Entzücken über sich selbst, sprach mit sich selbst, strich sich liebkosend die eingefallene Wange und murmelte ein über das anderemal vor sich hin:

„Brav hast es g'macht, Silverl, a Luderkerl bist. Trink und iß heut', was d' willst, was guat uud theuer is — 's is dir schon vogunnt.“

Wenzel saß inmitten der Steinbrucharbeiter, die sich heute nach schwerer Wochenarbeit einmal einen guten Tag machen wollten, wozu Corona's Verlobung noch einen ganz besonderen Anlaß bot. Es währte auch nicht lange, so erfreuten sich die jungen Burschen am Gesang, der im bayerischen Walde mit derselben Vorliebe gepflegt wird, wie im Hochgebirge. Besonders sind hierin die Steinbrucharbeiter bewandert und mit Bezug auf den sie rings umgebenden Wald und die Waldschlösser sangen sie jetzt in weithin hallendem Chor:

Da schöne Wald.

Im Boaerwald gitt's Berg und Thal,
Und Gschlößa nui und alt,
Gitt's schöne Oerta nach da Wahl,
Do 's schönste drin is anemal
Da Wald, da schöne Wald!

Da Wald is's, der in seina Pracht
Is ewi jung, nia alt,
Der eam von Berg und Thal zualacht,
Der 's Herz eam froh und weita macht,
Da Wald, da schöne Wald!

Wenn's hoamli rauscht im Waldrevier,
Da Vogelsang drin hallt,
Da kimmt dir all's so heili vür,
Und wundersam red't aa zu dir
Da Wald, da schöne Wald!

Red't zu dein' Herz, macht's wieda g'sund,
Wenn's trauri is, gar bald,
Und heilt dei' Kümmerniß von Grund,
Er macht an Leib und Seel di g'sund
Da Wald, da schöne Wald!

Versäum' di nöd, i rath dir's guat,
Magst jung sei' oder alt,
G'wiß bringt a dir an' neuen Muath,
A Freudigkeit, a lebfrisch's Bluat
Da Wald, da schöne Wald!"

Und „der Wald soll leb'n!" tönte es aus Aller Munde, die Krüge stießen an einander und die Harfenistinnen, der Scherzlgeiger und Drehorgelspieler und alle jugendlichen Trompeterln- und Pfeiferlbesitzer spielten einen Tusch dazu, der weithin hörbar war. Alles war in heiterster Stimmung.

Nur Einer, der an einem der Nachbartische saß, theilte die allgemeine Heiterkeit nicht. Er sah düster vor sich hin und dann und wann blitzten seine Augen auf,

als wollten sie Feuer speien und Alles um sie her vernichten. Es war der Kernbauern Gidi, der einen Kreis von Kameraden um sich gesammelt hatte. Sie alle waren Bauern und blickten auf die Steinhauer mit einer Art Hochmuth herab. Sie waren aber auch Alle darüber unzufrieden, daß Einer aus jenem Kreise die reiche Corona sich erobert, und sie schürten die Aufregung des Kernbauern nur noch mehr durch ihre Neckereien und Aufreizungen.

Aber Gidi hatte noch eine andere Ursache, mißvergnügt zu sein. Schon vor zwei Tagen hätte er sich zur Erstehung seiner Haft in Passau einfinden sollen, doch wollte er das Fest am Brünnl noch mitmachen, da er mit Hilfe von Corona's Schwester diese doch noch günstig für sich zu stimmen hoffte. Diese Hoffnung war nun fehlgeschlagen und Gidi war keinen Augenblick sicher, daß er vom Platz weg arretirt werde.

Diese Aussicht war für den stolzen Bauernburschen geradezu unerträglich. Seine Blicke schweiften oft verstohlens zu dem anwesenden Gendarmen hinüber, der als Ordnungswächter anwesend war, und stets war es ihm, als wäre dessen Auge auf ihn gerichtet, als hätte derselbe den Verhaftsbefehl schon in der Tasche und warte nur auf eine passende Gelegenheit, sich seiner zu bemächtigen. Und er nahm sich vor, sich nicht gutwillig fangen zu lassen.

Wenzel sah den Bauernburschen wohl sitzen und er verspürte sogar eine übermüthige Lust, mit ihm anzubandeln, doch erinnerte er sich seines Versprechens dem

Bruder gegenüber und ließ es vorerst dabei, den Verleumder nicht zu beachten. Seine Gedanken wurden auch durch allerlei Anderes von dem Burschen abgelenkt, insbesondere durch den alten Silveri, der zu dem Tische der Steinhauer gekommen war und hier seine Spässe losließ.

Der Alte war heute bei besonders guter Laune und wurde bald aufgefordert, einige Schnadahüpfeln zum Besten zu geben. Er hatte einen unerschöpflichen Vorrath an solch' witzigen, wenn auch oft nichtssagenden, kleinen Liedern, und es war ihm gut zuzuhören. Die Harfenistinnen machten sich sofort herran, ihn mit ihren Instrumenten zu begleiten, und so begann der Alte unter lustigen Grimassen, mit Armen und Füßen den Tact schlagend, oft unter allgemeinem Gelächter seine Schelmenlieder zu singen.

Drinnahalb Eschlkam
Steht an' alta Felbabam (Vogelbeerbaum),
D'rauf sitzt a Fink, a Fink,
Der woau so schö' singt.
Holdrie 2c. 2c.

An da böhmischen Grenz'
Hat's an' Fuhrmann dawaaht (verweht),
Ganz recht is eam g'scheg'n,
Warum fahrt er so staad.
Holdrie 2c. 2c.

Is 's denn nöd schad um mi,
Daß i nöd g'heiert bi (verheirathet bin),
Daß i koa Weiberl ho'
Und bin a Mo'.

„Ja no,“ rief er dann in übermüthiger Laune aus, „'s geht Andern aa nöd besser. I hon halt dö nöd kriegt, auf dö i's abg'seh'n hon g'habt und so bin i a lediger Kampel blieb'n. Gelt, Gidi, du treibst es aa r a so? Der Jungg'sell'nstand ist aa nöd zwida!“

Aller Blicke richteten sich wie auf Commando nach dem Angerufenen, und die Verlegenheit des stolzen Burschen rief unter den Steinhauern ein allgemeines Gelächter hervor.

Gidi aber sprang jetzt auf.

„Du schlechta Haderlump!“ schrie er, wennst no a Wörtl sagst, stopf i dir 's Maul!“

Aber dem Silveri war bereits auch das genossene Bier zu Kopfe gestiegen und hatte seinen Muth in ganz unerhörter Weise gesteigert.

„Möchst mir wohl aa r a Loch in Kopf schlag'n?“ gab er dem Kernbauern zurück. „Du traust die ja nur über alte Leut und über Pfarrer. Bist ja gar a fescha Bua!“

Diese höhnische Herausforderung des Alten reizte Gidi so sehr, daß er sich nicht mehr zurückhalten konnte.

„Wart, Lump, i will dir an' Respect einschlag'n für mi!“ schrie er, auf Silveri losstürzend.

Aber die Steinhauer nahmen den Alten sofort in Schutz. Vor Allem war es Wenzel, der den Anstürmenden mit starker Hand zurückstieß, indem er sagte:

„Schaamst di nöd, an alten Mo' anz'packen! Aber freili, über was soll si' so a Verleumder no schaama?“

„Was Verleumder?“ entgegnete Gidi. „Is 's

ebba nöd wahr, daß 's dei' saubera Bruada mit der Stoa'bauerntochter schon lang g'habt hat?"

Es folgten nun erregte Aeußerungen hin und her. Gidi's Kameraden kamen heran, ihm beizustehen, die Steinhauer hielten zu Wenzel und bald begann eine jener Raufereien, wie sie leider bei Kirchweihen und anderen Festlichkeiten im Ober-, wie im Unterlande an der Tagesordnung sind.

Sie nahm aber hier ein rasches und unerwartetes Ende, indem der Gendarmerie-Commandant sich unter die Raufenden drängte und mit starker Hand den Kernbauern an der Schulter faßte. Dabei sagte er: „Im Namen des Gesetzes. Ihr seid mein Arrestant laut Verhaftungsbefehl!"

„Laßt's mi aus! schrie der Bursche, außer sich vor Wuth. „Laßt's mi aus, oder es gibt ebbas!"

Jetzt kamen noch andere Gendarmen hinzu, und da Gidi sich aus Leibeskräften wehrte, wollte man ihm Handfesseln anlegen. Aber der Bursche schlug und stieß wie wild um sich, und da ihn der Commandant nicht mehr los ließ, zog er mit einem raschen Griff sein Messer aus der Hosentasche und stieß es in toller Wuth demselben in den Leib, so daß er mit einem lauten Schrei zu Boden stürzte.

Das war das Signal zur Beendigung des Streites, denn Alles drückte sich jetzt beiseite. Nur Wenige leisteten dem Verwundeten Beistand.

Wenzel aber entwand dem noch zu weiteren Unthaten Fähigen das Messer mit starker Hand und mit

Beihilfe anderer gelang es endlich, dem Unbändigen die Hände auf den Rücken zu fesseln.

Die Brustwunde des Commandanten schien lebensgefährlich zu sein. Man wusch sie mit dem nahen Heilwasser aus und trug den Verwundeten auf einer rasch zusammengefügten Tragbahre ins Wirthshaus nach Thurmansbang, woselbst ein Bader die erste Hilfe leistete, während ein reitender Bote um den Doctor nach Tittling abgeschickt wurde.

Die in glücklichster Stimmung beim Mittagsmahle zusammensitzenden Neuverlobten und deren Verwandte erschracken auf's heftigste über diese neue grauenvolle That. Corona zweifelte keinen Augenblick daran, daß ihre Verlobung Ursache dieser wiederholten Gewaltthat des Kernbauern sei, daß diese allein ihn zu dem Verbrechen gereizt und sie bat deßhalb dem Steinbauer:

„Vata, lass' einspanna! Es is mir so ängstli da.“

Der Steinbauer hatte das gleiche Gefühl und er gab deßhalb sofort dem Wunsche seiner Tochter nach. Er lud Felix und seine Schwester ein, mit ihnen zu fahren.

Felix wollte durchaus nicht auf dem Wagen Platz nehmen. Doch Corona fürchtete auf dem Heimwege neue Unannehmlichkeiten für ihn, sie sagte ihm, sie würde vergehen vor Angst, wenn sie ihn der Rache der beleidigten Bauern, Gidi's Kameraden, ausgesetzt wüßte, und so mußte er ihrem Wunsche willfahren.

Rasch ging es zum Dorfe hinaus, Tittling zu. Sie waren noch nicht weit gefahren, da wollte es das

Mißgeschick, daß ihnen Gidi, die Hände auf dem Rücken gefesselt, begleitet von einem Gendarm und dem Gemeindediener, entgegenkam. Ein großer Volkshaufen lief neben und hinter ihm her. Laute Verwünschungen wurden gegen ihn laut und wechselten mit dem Ausdrucke des Bedauerns, das der Verwundete, der verheirathet und Familienvater war, überall erregte.

Gidi blickte trotzig um sich. Er forschte vergebens nach seinen Freunden, von denen er hoffte, daß sie ihn befreien würden. Doch Keiner ließ sich blicken, es fiel gar Keinem ein, sich wegen Gidi in Strafe und Gefahr zu bringen. Als er aber jetzt des Steinbauern Fuhrwerk erblickte, riß er an den Händen, daß das Blut davonströmte, und als er sich nicht los zu machen vermochte, rief er mit brennendem Kopf den im Wagen Sitzenden zu:

„Du bist d'ran schuld, du Bettelstudent! Verfluacht sollst sein! Der Tuifi soll mi hol'n, wenn i mi nöd räch' an dir über kurz oder lang!"

„Heilige Muatta Gottes vom Brünnl, lass' den Fluach koa' Kraft ham!" betete Nanni, Felix' Schwester.

Corona hatte ihr Gesicht mit dem Taschentuche bedeckt, sie wollte den Gefangenen gar nicht sehen.

Felix blickte ruhig auf Gidi. Der Steinbauer aber rief ihm zu: „Wer mit'n Tuifi spielt, is bald sei' mit Haut und Haar! Du Schandfleck für uns Alle!"

Corona hinderte ihn, noch weiter fortzuschimpfen, und die unterbrochene Fahrt konnte wieder aufgenommen werden.

Der Verbrecher aber ward vorerst bis zum Eintreffen weiterer Gendarmerie-Mannschaft in Thurmansbang in einer Stube des Gemeindehauses wohl verwahrt und später unter starker Bedeckung, da man den Versuch einer Befreiung desselben fürchtete, auf einem Wagen nach dem Amtssitze des Gerichtes, nach Grafenau befördert.

Kein Zeichen der Reue hatte er von sich gegeben, als ihn aber der würdige Pfarrer des Ortes vor der Abfahrt fragte, ob er ihm keinen Auftrag für seinen alten, kranken Vater zu geben habe, sank ihm plötzlich der Kopf zur Brust herab und er sagte mit bebender Stimme: „Grüaßt's 'n! I wern wohl kaam mehr seh'gn.“

Dann kam kein Wort mehr über seine Lippen, aber auch keine Thräne aus seinem Auge.

Auf dem Kernbauernhofe aber weinte ein alter, gebrechlicher Vater, dem die Schreckensbotschaft rasch hinterbracht ward.

„Was hilft mi all' mei' Hab und Gut!“ jammerte er. „Mei' oanziga Suhn is a Zuchthäusler. Mach' a End mit mir, liaba Herrgott — i bin müad — i bin am Abbruch (nahe am sterben)!“

VIII.

Martini war herangekommen, einer der wichtigsten Tage des Bauernvolkes und insbesondere seiner Hirten, die am Vorabende dieses Tages (10. November), meist mit einem alten Radmantel bekleidet und einen Wachholderstrauß im Arm tragend, von Haus zu Haus wandern, einen Vers herabhaspeln und dem Bauern den blaubeerigen Krametsbuschen übergeben. Ihr Reimspruch lautet:

„Jetzt kimmt der Hirt mit seiner Girt;
Für dieses Jahr is 's Hüten gar.
Is 's naß oder kalt, muaß der Hüter in Wald.
Furt treibt er ein Stuck und zwei bringt er z'ruck.
Hinein treibt er's dürr und foast gehngen s' herfür.
Viel Blüaml und Halm, viel Küah' und Kalm!
Viel Kronwitbirl, viel Ochsenstierl!
Viel Haarwutzl, viel Kälberstutzl!
Und um all' sei' Müah hat er schia
Zum täglichen Brot nix als d' Noth.
Scho' hör i d' Schlüßl, und d' Bäurin in d' Kammer springa:
Sie werd mir an' Loab Broad bringa;
Und wern gar zwö draus, hab' i aa nix aus."

Hierauf erhält der Hirte vom Bauern je nach der Zahl des ihm anvertraut gewesenen Viehes ein Trinkgeld und von der Bäurin Weißbrod und Mehl. Der Wachholderbusch aber wird ober der Eingangsthür des Kuhstalls aufbewahrt bis der Kukuk wieder schreit und dürfen die Dirnen nur mit dieser „Martinsgerte" das munter muhende Vieh wieder in die lachenden Frühlingsfluren treiben.

Am Abende dieses Tages wird dann in manchen Orten auf des Hüters Unkosten durch ein paar wohlfeile Fiedler musicirt, getanzt und getrunken. Das ist der sogenannte „Hütertanz", bei welchem sich die Kleinleute des Dorfes vergnügen und den „Kuhfürsten" leben lassen, den aber auch die Bauern mit ihrer Gegenwart beehren.

Auf dem Steinbauernhofe gab es aber heute keine Zeit, des Dorfhüterwast'ls zu gedenken. Alles hatte vollauf zu thun, denn heute war auch der Vorabend von Corona's Hochzeit mit Felix. Diese Hochzeit sollte nicht nach üblicher bäuerlicher Art vor sich gehen, sondern es sollte nur in Gegenwart der nächsten Anverwandten die kirchliche Einsegnung stattfinden und sich die ganze Feierlichkeit auf ein stilles Mahl im Hause der Braut beschränken.

Es lag dies im Wunsche des Bräutigams, den das unerwartete Glück nicht aus seiner angebornen Bescheidenheit zu bringen vermochte. Es war ihm nicht unbekannt geblieben, wie sehr die Anverwandten seiner Braut, insbesondere ihre Schwester Barbara, gegen diese Ver-

bindung waren. Aber Corona konnte ihr Glück nicht den mißvergnügten Verwandten zum Opfer bringen und wollte ihre ganze Glückseligkeit nur in der baldigen Verbindung mit Felix finden. Und auch der Steinbauer hatte in Felix den rechten Mann gefunden. Er besorgte seit dem Verlobungstage die schriftlichen Arbeiten für den bäuerlichen Industriellen, brachte seine Bücher in Ordnung, berechnete die bestellten Arbeiten und prüfte die früheren Rechnungen, wobei er zum Nachtheile des Steinbauern manche Fehler fand, die sich zum Theile wieder gut machen ließen. In Folge dessen war er dem Alten schon ganz unentbehrlich geworden und auch außerdem fühlte sich dieser zu dem bescheidenen jungen Manne in jeder Weise hingezogen.

Felix's Eltern waren auch wieder getröstet; ein solches Glück ihres Sohnes hätten sie sich ja niemals zu träumen getraut, obwohl das, was die alte Mutter früher zu träumen wagte, nämlich ihren Sohn als Geistlichen zu sehen, doch so gar schön gewesen wäre. Sie dachte oft mit stillem Seufzer daran und wäre die Wahl an ihr gelegen gewesen, sie hätte sich noch heute für das Letztere entschieden.

Der Vater rechnete aber mit Zahlen und rechnete sich in eine sorgenfreie Zukunft hinein, und darüber vergaß er den Sturm, der schon seit einigen Tagen wüthete, das dichte Schneegestöber, das keine Aussicht gestattete und wie mitten im Winter Alles in Weiß hüllte. Es war ihm nur bang, daß der Weg zur Fürstensteiner Kirche morgen verweht und schwer passirbar sein könne,

was für ihn und sein Weib von großem Belang war.

„Da Martinus kimmt aaf an' Schimmel!" sagte der alte Mann, „da schaugt si' a strenga Winter her. Hui, wie grausam daß's stürmt, und stockfinster Nacht is's."

„Ja, ja," meinte die Alte, „d'Winternacht woant, weil 's der Sturm peitscht. I woaß 's nöd, i kann mi nöd so recht von Herzensgrund g'freu'n über'n Felix sei' morgige Hochzet. 's kimmt mir Alles so trauri vür. — Koa' Musi, koa' Hozetlader, koa' Mahl — Alles ganz staad. Da halt aftn der Sturm heut d' Musi dafür; aber Geigen und Trumpeten waarn mir netta liaba — muaß 's scho' sag'n."

„Weilst halt mit gar nix z'frieden bist!" erwiderte der Alte lachend. „Laß' s stürma draußen, kinna's leicht aushalten im warma Stübl. Hat uns ja der Stoabauer an' etli Fuada Holz zuawag'fahr'n. No', d' Nanni wird's nöthi ham drent bei der Corona; 's is guat, daß s' glei über d'Nacht dort bleibt."

„Sie verstenga si guat mitanand'," versetzte die alte Frau. „Sie wird wohl morg'n in aller Fruah hoamkömma, daß s' mi aa zamrichten kann in d'Kircha. I möcht' aa no' pranga mit mein Hozetg'wanta, g'rad wie du, Alter, in dein grean (grünen) Rock, in dem'st mi zum Altar g'führt hast. 's is jetzt g'rad' fünfadreiß'g Jahr' her. I werd' morg'n allweil d'ran denken müassen.

„An den Rock?" neckte der Alte.

„Geh' zua, du störst mi anemal in mein' schönsten Sinnir'n! Daß der Wenzel so lang' ausbleibt?“

„Woaßt ja, daß er zum Schuasta auffi is, die neua Wadenstiefel anz'probirn, und kennst 'n Wagner aa, der wenn's erzähl'n anfangt, hört er nimmer auf. Der woaß Alles, was si ereign't hat frühers zu die Ritterszeiten und was's jetzt mit die Bauern für Neuigkeiten gibt. Er halt si extra 's Passauer Wochablatt'l, daß er aa woaß, wie's in der Welt zuageht. Dös is a schön's Lesen, da stehnga alle Schwurg'richta d'rin und alle Unglücksfäll' und die G'storb'na und Verdorb'na. I wollt', i könnt' lesen, dös wär' g'rad' a Recration für mi.“

„Da wern ma's nacha aa hör'n, wie 's mit 'n Kernbauern=Gidi geht, der die ander Wocha dran kimmt.“

„Dös krieg'n ma a so z'wissen. Is ja der Wenzel als a Zeug' vürg'laden, der hat's ja am besten g'sehgn, wie's ganga hat. Woaßt ja, daß er si' aussireden will, der Commandant is selm in sei' Messer einig'rennt und er will si' nur g'wihrt ham gen 'n Wenzel. A zwidere G'schicht!“

„Ja no, der Wenzel muaß 's sag'n auf sein Eid, wie's wirkli g'wen is. D' Hauptsach is, daß der Cummandant wieder auf der Besserhand is (daß es besser geht), daß er nöd an der Wunden sterb'n muaß.“

„Aber z' leiden hat er sei Lebta dran,“ versetzte der alte Steinhauer. „Hörst 'n Felix in seiner Stuben auf= und abspaziern? Er will alloa sei, hat er g'sagt, sagt er, er hat viel zamz'richten, all' seine Studiesachen.

Und Brief will er schreib'n an seine Vorg'setzten in Passau drin, wo er si' bedankt für Alles, was 's eam guats tho ham. I glaab, der bedankt si' no dafür, daß 'n davon ham. Ja no, warum nöd? Dös oa wär' nöd mögli, wenn's ander nöd g'schehgn wär. Unser Herrgott hat's scho' recht g'macht."

In diesem Moment trat Wenzel in die Stube. Er trug die neuen, glänzenden Stiefel in der Hand.

„Was neu's!" rief er. „Grod hon i's beim Wagner g'lesen: der Kernbauern-Gidi is ausbrocha."

Die beiden Alten horchten hoch auf.

„Aus'n Untersuchungsg'fängniß is's eam glunga, mit noch oan ausz'brecha. Da wird's nix sein, die ander Wochen mit'n Strauding roasen."

„Steht was ausführlich's d'rin?" fragte der Vater.

„Sunst nix," erklärte der Sohn. „Er wird nöd weit kömma. Wo will er hin bei dera Zeit?"

„Wenn er ebba daher kömmet!" meinte die Mutter, die Hände faltend. „Leicht, daß er sein' Vata nomal sehg'n will, dem's ja recht load geht."

„Da hätten 's 'n dennast glei," erwiderte Wenzel. „I glaub' ehnda, daß er nach Amerika tracht. Mir kann's recht sei'! Mir is's glei liaba, brauch' i doch nöd zu sein Ungunsten ausz'sag'n und hon i mein' Fried'."

Man sprach noch Manches über diese Sache, bis das Gespräch wieder auf einen freundlicheren Gegenstand, die morgige Hochzeit, kam.

Da klopfte es an's Fenster.

„Der Wenzl soll a wen'g außakömma!" rief eine Männerstimme in bittendem Tone.

„Wer is's?" fragten alle Drei in der Stube.

„I bin's. Nur auf a Wörtl!" lautete die Antwort.

Obwohl Keines wußte, wer der „I bin's" sei, so genügte doch dem Wenzel diese Antwort und er ging ohne Bedenken hinaus.

Aber die Mutter sagte jetzt besorgt:

„I wär' neugieri, wer 'n Wenzl vor'm Haus was z'sag'n hat. Is doch d' Hausthür offen, warum kimmt er nöd eina in d' Stub'n?"

„'s wird leicht der Schneider sei'. I moan, der Wenzl hat eam sei Leibl (Weste) ausbögeln lassen."

„'n Schneider sei' Stimm' kennet i; 's muaß ebba 'n Anderer sei'."

„Fürch'st ebba gar, der ausbrocha Gidi is's?" lachte der Mann.

„Ja, lach' nur! G'rad an den hon i denkt. I wer geh' außi schaug'n — i muaß G'wißheit ham.

„Bleib da!" versetzte der Mann. „Du verkältst di bei dem Sturm. Der Gidi wird dennast nöd zu uns kömma; hast ja g'hört, daß er wahrscheinli nach Amerika is."

Jetzt kam Felix in die Stube.

„Wer hat denn vorhin 'n Wenzel durch's Fenster ang'rufen?" fragte er.

„Grad red'n ma d'rüber," entgegnete der Vater. „D' Muatta moant gar, der Gidi könnnt's sei'."

„Derselbe Gedanke kam auch mir, als ich von meinem Fenster aus einen Mann über'n Berg herankommen sah, der dann Wenzel klopfte. Wenn ich nicht wüßte, daß Gidi in der Frohnfeste zu Straubing sitzt, ich . . .“

„Felix, du hast schon 's wahre!“ unterbrach ihn die Mutter. „Der Gidi is ausbrocha; grad hat's der Wenzl vom Schuasta hoambracht. Jeß Maria, z'letzt is er's gwen, zu dem der Wenzel außi is! Er wird eam dennast nix anthoa'?“

„Da will ich keinen Augenblick versäumen!“ rief Felix. Er eilte in seine Stube; nahm eine geladene Doppelpistole, die er bei seinen abendlichen Gängen von Steining her zur Sicherheit bei sich trug, von der Wand, warf seinen Radmantel um und zündete eine Blendlaterne an, dann schritt er in die stockfinstere Nacht hinaus.

Der Sturm fegte heulend durch die Luft, die Wetterfahnen auf dem Schlosse knarrten, in der nahen Schloßwaldung ächzte und krachte es, als hausten tausend Teufel drinnen, während dichte Schneemassen hin- und hergepeitscht wurden.

Felix rief nach Wenzel, aber keine Antwort erfolgte. Frage und Antwort mußten auch im Sturm verklingen. Da, als der Orkan einen Augenblick Athem zu schöpfen schien, war es ihm doch, als hörte er in der vom Wege abgekehrten Streuschupfe Stimmen. Er versteckte die Blendlaterne unter dem Radmantel und näherte sich dem erwähnten Orte, dessen Thür nur angelehnt war.

Er hatte sich nicht getäuscht. Er vernahm jetzt die Stimme seines Bruders und gleich darauf die des Kernbauern Gidi. Was wollte er von Wenzel? Diese Frage ward ihm durch das, was er in Folge des heulenden Sturmes nur in Bruchstücken hören und sich zusammenreimen konnte, erst nach und nach beantwortet.

Als nämlich Wenzel auf den Ruf des Fremden hinausgeschritten war, hatte sich ihm Gidi, der in einen Mantel gehüllt war, sofort mit den Worten zu erkennen gegeben:

„Wenzel, i schwör dir's bei unserm Herrgott, i hon nix Bös's vür! I kimm zu dir mit oana Bitt', von der mei' Alles abhängi is.“

Wenzel war auf's höchste überrascht, sich so unerwartet dem Entsprungenen gegenüber zu sehen.

„Du, Gidi, bist es?“ rief er. „I hon's scho' g'lesen, daß d' ausbrocha bist. Was willst du bei mir? Du kannst nix Guats woll'n; geh deiner Weg'!“

„Wenzel, i bitt' di um Gottswilln, laß mi mit dir reden; i bitt' di auf die Knie!“ damit ließ er sich in der That auf ein Knie nieder. „Nur a paar Wörtln laß mi mit dir reden, aber daß uns Neamd hört! Fürchten wirst di dennast nöd vor mir . . . .?

„G'wiß nöd“, gab Wenzel zur Antwort. „So sag, was d'willst.“

„Nöd da, wo uns ebba hör'n könnt . . . .“

„So kimm' mit in d' Streuschupfa, i will di hör'n; aber mach's kurz. D' Leut' gehnga no hin und wieder und dei Bleibens is nöd da.“

Damit schritt er dem Burschen voran in die Streuschupfe, versäumte aber nicht, den Tremmel (Stock), mit welchem die Thür aufgespreizt war, in der Hand zu behalten und so viel es ihm nur immer möglich, die Bewegungen des Verbrechers zu beobachten.

Dieser aber begann:

„Wenzel, i woaß, du bist als Zeugen g'laden, auf dei' Aussag' kimmt's an, ob s' mi auf lang oder kurz verurtheil'n. Du muaßt es g'sehg'n ham, daß der Cummandant si selm mei' Messer einig'rennt hat, daß i dös Messer nur zog'n hon, um mi besser wihr'n z'könna gegen d' Stoa'arbeiter. Wie's kömma is, daß der Cummandant g'stocha is wor'n, woaß i selm nöd. Siehg'st Wenzel, wenn du in dem Sinn aussag'n möch'st, und 's is ja aa d' Wahret, so brauch' i mi nöd z' fürchten, so geht's mit ara kloan' Straf' ab, andernfalls krieg' i ge' sechs Jahr' Zuchthaus oder no mehra. I bin ausbrocha und bin auf hoamzu, weil i willens war, alles Geld z'nehma, was vorhanden und durch's Böhmerland an' Weg z' suacha auf Amerika. Aber mei Vata, der arm' Mo', is am Sterben, er hat mi beschwor'n, i sollt' wieder umkehr'n, sollt' d'Suppen ausessen, dö i mir einbrockt hon, und mi ergeben in mei' G'schick. Er hat so schö' g'redt; i woaß, es is zum letztenmal g'wen, daß i 'n g'hört hon. I hon aber dennast alles Geld g'numma in d' Lei'gurt (Geldgurte, die um den Leib getragen wird), und bin her zu dir. Red'st du zu mein' Gunsten, so stell i mi wieder beim G'richt, wenn nöd, so flücht' i mi, und Neam'd siehgt

mi mehr. Also red', Wenzel, denk', daß i a Landsmann bin, denk' an mein' alten, sterbenden Vata und — Wenzel, verlass' mi nöd!"

Wenzel traute kaum seinen Ohren, den sonst so hochmüthigen Burschen in solch' zerknirschten Worten reden zu hören. Aber er merkte auch sofort, auf was es abgesehen war. Er sollte gegen sein besseres Wissen zu Gunsten Gidi's aussagen. Darum bedachte er sich nicht lange und erwiderte:

„Gidi, i hon di niemals mög'n, weilst a hochmüathiga Brosla (Prahler) g'wen bist, so lang i di kenn; aber sammt dem hat mi dei' Unglück dauert, wennst aa selm d'ran schuld bist. Was d' von mir verlangst, kann i aber schwerli erfüll'n. D'rauf kannst rechna, daß i nöd mehr sag', als i g'fragt werd; werd i aber g'fragt, so sag' i d' Wahret, denn der Oad (Eid) is mir heili."

„Aber d'Wahret is dennast so, wie 's i g'sagt hon. Dö sollst ja sag'n. Gib d' Hand her, da hon i a Packl Banknoten, es san grad fünfhundert Gulden, die nimmst und machst dir a Freud damit; möchst vergessen, was i dir Schlimm's antho' hon. Nimm's!"

Aber Wenzel streckte die Hand nicht aus.

„Gidi," sagte er, „du wirst dennast koan Meinoad verlanga und dafür zahl'n woll'n?"

„Wer red't denn von an' Meinoad?" entgegnete Gidi. „Es is ja koa Meinoad, wennst sagst, es kann sei', daß's a so g'wen is — du woaßt es nöd g'wiß. Studir's nur zam, und da, nimm dös Geld! Hilf ma

außi und is 's der Fall g'wen, so kriegst hintnach no an Tausender und . . .

Weiter konnte er nicht mehr sprechen, denn Felix, der so ziemlich Alles verstanden hatte und schon befürchtete, Wenzel könnte doch den angebotenen Sündenlohn annehmen, öffnete die Thür und trat, die Laterne nunmehr in der Hand erhebend, rasch ein.

„Wenzel," rief er, „lass' dich nöd in Versuchung führ'n! Du aber," wendete er sich an Gidi, dessen nunmehr grell beleuchtetes Antlitz ihm mit Entsetzen entgegenstarrte, „du wend' dich weg von uns. Ehrliche Leute lassen sich nicht zum Meineid verleiten, sie weisen frechen Versuchern die Thür und ich rath' dir's, verschwind so rasch als möglich!"

Gidi, Anfangs entsetzt über das rasche Dazwischentreten von Wenzel's Bruder, fühlte jetzt beim Anblick des verhaßten Nebenbuhlers alle die weichen Regungen schwinden, die er theils wirklich hatte, theils erheuchelte.

„Muaßt jetzt du überall dazwischen kömma?" rief er. „Du bist mei' lebendis Unglück! I woaß nöd, was mi abhalten soll, dir . . . ."

Er suchte augenscheinlich nach einer Waffe unter seinem Mantel. Aber Felix erhob mit der Rechten die Pistole und rief: „Einen Schritt gegen mich und ich drück' ab!"

Gidi's ohnedies schon fahles Gesicht schien noch mehr zu erbleichen. Er warf dem Nebenbuhler giftige Blicke zu und rang vergebens nach Worten. Da wurden in der Nähe Stimmen laut und Wenzel rief, er-

leichtert aufathmend: „Aha, da könna schon d' Gendarm'!“

„Du sollst mei' Rach' no' g'spür'n!“ rief Gidi mit wüthender Geberde dem Nebenbuhler zu und flüchtete zur Thür hinaus, fort in die Nacht.

Felix und Wenzel verließen ebenfalls die Hütte, um sich nach den Ankommenden umzuschauen. Da tönte ein lustiger Marsch an ihr Ohr. Es war ein Ständchen, welches der Schloßherr durch die Tittlinger Musikanten dem Bräutigam am Hochzeitsabend bringen ließ. Der Wind heulte dazu, trug aber auch die Trompetenklänge weit hinaus bis zum Ohre des nächtlichen Flüchtlings.

IX.

Gidi hatte den Weg nach Steining zu eingeschlagen. Sobald er merkte, daß die Angst, verhaftet zu werden, umsonst gewesen, überlegte er wieder ruhiger, was er nun beginnen sollte. So sehr er auch der Worte seines alten Vaters gedachte, so sagte es ihm doch mehr zu, der Strafe zu entfliehen, die er nun nach dem vergeblichen Versuche, Wenzel günstig für sich zu stimmen, klar vor sich sah. Sein Leben war verdorben; für ihn gab es kein Glück mehr auf dieser Welt. Deshalb erfüllte ihn das Glück Anderer mit unsäglichem Neide.

„Soll i verfluacht sei' auf dera Welt, so soll'n's Die, die mi so weit bracht ham, aa sein!“ rief er. „Sie soll'n mei' Unglück mit mir theil'n!“

Es war ihm nicht verborgen geblieben, daß Corona morgen mit Felix Hochzeit hielt. Da einen Strich durchzumachen, erschien ihm jetzt als teuflische Freude. War es ihm nicht gelungen, an Felix zu kommen, Corona würde seiner Rache nicht entgehen.

Die Fenster des Steinbauernhofes leuchteten hell in die stürmische Nacht hinaus. Es war noch nicht spät an der Zeit. Auch aus dem nahen Dorfwirthshause hörte man hin und wieder lustige Klänge. Dort fand der Hütertanz statt, dort fanden sich lauter fröhliche Leute zusammen, die sich durch die Unbill der Witterung ihre Freude nicht verderben ließen.

Auch der alte Silveri war dort und gab sich einer fast übermüthigen Lustbarkeit hin, denn das Bewußtsein, daß er an dem morgigen Hochzeitsfeste einen guten Theil schuld trug, erfüllte ihn mit freudiger Genugthuung.

„Is a Haderlump dennast aa zu mancherlei guat!“ sagte er sich. Er hatte ordentlich Respect vor sich selbst. Dazu trug nicht zum wenigsten die neue, warme Kleidung bei, die ihm Corona hatte machen lassen, und seine Schnadahüpferln flogen heute noch viel lustiger aus seinem Munde, wie es sonst der Fall war. Allmälig aber merkte er, daß es Zeit sei zum Schlafengehen. Sein Bett bildeten jahraus, jahrein die Heustädel. Der Heugeruch stärke, wie er sagte, seine Nerven und erhielt ihm seinen „Hamur“. Für heute Nacht hatte er den Stadel des Steinbauern erwählt und nach allseitigem „Ruehsame Nacht!“ ging er lustig von dannen.

Als er in die Nähe des Steinbauernhofes kam, erblickte er den in seinen Mantel gehüllten Gidi, der mit sich selbst unschlüssig, sich bald dem Hofe näherte, bald von demselben entfernte.

Mißtrauisch blickte Silveri nach der schwarzen Gestalt. Dann aber fragte er:

„Wo willst denn aus, Landsmann?“

„In's Wirthshaus,“ lautete die Antwort.

„Da muaßt scho' no' an' Oertl weitergeh'n,“ erwiderte ihm der Habernsammler. „Siehgst, glei dort gschleht awi (gerade hin), wo 's Liacht auffa scheint. Da kimmst g'rad recht heunt zum Hüatatanz, da is 's kreuzfidei. I, i hätt' glei a Schneid und weiset di awi.“

„Find's scho' alloa', brauch di nöd!“ versetzte der Fremde roh und schritt eilig, um den Alten nicht mißtrauisch zu machen, dem ihm wohlbekannten Hause zu.

Silveri aber schüttelte den Kopf und sprach für sich: „Dös is amal an' unhöflicher Patron — er braucht mi' nöd! So was! Ja no — i brauch di aa nöd. G'essen und trunken hon i und g'wandt bin i — Silveri, was willst mehr. Und morg'n is d' Hozet, Victor Laudon! Juhuhu!“

Unter solchem Selbstgespräch suchte Silveri seine Schlafstelle im hinteren Heustadel auf. Der Kettenhund gab keinen Laut bei seinem Kommen, sondern sprang an ihm hinauf und ließ sich von ihm liebkosen, was Silveri niemals versäumte. Dann aber zog er seinen Rock aus, nahm ihn als Kopfkissen, grub sich in's Heu ein und begann ein Vaterunser zum Nachtgebet.

Gidi aber hatte sich dem Wirthshause genähert und blickte durch das Fenster in die hell erleuchtete Stube. Es waren lauter arme Leute da drinnen, von denen die Meisten keinen Kreuzer in der Tasche hatten,

und er hatte Tausende bei sich — und hatte das Herz erfüllt mit Sorge und Gram, mit Haß und Neid.

Nun aber kehrte er wieder zum Steinbauernhofe zurück. Vergebens spähte er die Fenster auf und ab, ob er nicht Corona erblicke. Gern hätte er sie noch einmal gesehen, zum letztenmal gesehen. Vielleicht wäre ein neues Verbrechen unausgeführt geblieben, das ihm sein böser Geist auf dem Herwege eingegeben. Aber er suchte sie mit seinen Augen vergebens.

„I werd s' zwinga, daß s' außaschaugt beim Fenster oder außalauft bei der Thür!“ sagte er höhnisch. „A Lebn muaß 's geb'n am Hozetabend, i will oans unterenk bringa.“

Er begab sich auf die Rückseite des Bauernhofes, wo sich die Einfahrt zum Heu- und Strohstadel befand. Ein dort befindliches kleines Thürchen war, wie er wohl annahm, unverschlossen und er gelangte durch dasselbe in den inneren Raum.

Der Wind pfiff hinein und der alte Silveri, der mit seinem Vaterunser gerade fertig war, wandte sich nach der Seite, woher der plötzliche Luftzug kam. Da hörte er Tritte und bevor er noch darüber nachdenken konnte, was das sei, flammte ein Zündhölzchen auf. Der rasche Feuerstrahl beleuchtete das Gesicht des Missethäters, des Kernbauern Gidi, den Silveri sofort erkannte.

Der Schrecken, diesen vor sich zu sehen, hatte ihm fast den Athem genommen. Jetzt aber schien die Sache bedenklich zu werden. Er hörte aus dem Knistern, daß der nächtliche Gast einige Strohbänder zusammensuche

und es war kein Zweifel mehr, er hatte es mit einem Brandstifter zu thun. Schon sah er wieder einen Feuerstrahl. Gidi hatte das auf der Tenne zusammengeraffte Stroh in Brand gesteckt und wollte es soeben in den zunächst befindlichen Strohstock werfen, da eilte der Alte laut schreiend heran.

„Mordbrenner! Lass' ab — um Gotteswillen!" rief er.

Aber Gidi, einen Moment erschrocken, faßte sich schnell und schleuderte den ihn Umklammernden weit von sich. Silveri stieß einen fürchterlichen Schrei aus, dann verstummte er.

Dafür begann jetzt der Kettenhund laut zu bellen. Gidi warf nun eiligst den brennenden Strohbündel von sich und stürzte aus dem Stadel.

Die Knechte, die im Pferdestall beschäftigt waren, hatten den Schrei des Alten gehört und eilten herbei, eben früh genug, um zu sehen, wie eine Strohgarbe zu brennen anfing. In Folge des Sturmes hatten sich einige Legschindeln auf dem Dache verrückt, Schnee und Regen waren eingedrungen und hatten das Getreide naß gemacht und so konnte sich zum Glück der Brand nicht rasch genug verbreiten. Auf ihren Lärm hin kamen auch alle übrigen Bewohner des Hauses herbei, und es gelang nun ohne viel Mühe, das Feuer zu löschen.

Silveri, welcher nach allgemeiner Ansicht betrunken am Boden lag, wurde aufgehoben und beiseite gelegt. Ihm ward schuld gegeben; er hatte in seinem angeheiterten Zustande wohl aus Unvorsichtigkeit sein Pfeifchen

noch brennend mit in den Stadel genommen und war darüber eingeschlafen. Was hätte das bei dem herrschenden Sturmwinde für ein Unglück geben können! Rettung wäre unmöglich gewesen, das ganze Dorf hätte zugrunde gehen können.

Alles schimpfte über den Alten. Nur Corona nahm sich des Aermsten an, der denn auch unter ihren sorgfältigen Händen sich nach und nach wieder erholte. Auf ihren Befehl ward er in die Stube getragen und auf die Ofenbank gelegt. Ein kalter Umschlag über den Kopf sollte seine Wirkung nicht versagen.

Als der alte Habernsammler wieder zu sich kam, schien er ganz wirr im Kopfe zu sein.

„Hat's brennt?“ war seine erste Frage.

„Gottlob, is no' rechter Zeit g'löscht wor'n,“ versetzte Corona.

„Habt 's 'n dawischt?“ fragte der Alte,

„Wem?“ lautete die Gegenfrage.

„'n Gidi.“

„'n Gidi?“ fragte Corona überrascht.

„Den Brandstifter!“ sagte der Alte. „Er hat mi todt werfen woll'n, wie eam in d' Händ g'fahr'n bin. Er hat mir recht weh tho'! I hon heut' 's letzt' Mal tanzt und g'sunga am Hüataball, und jetzt hätt' mi 's Leb'n erst recht g'freut. Der Gidi is dennast zum Unglück für uns Alle auf der Welt.“

„Gel', Silveri, du red'st im Fiaba?“ fragte Corona, indem es sie kalt überlief. „Der Gidi is ja in der Frohnvest' z' Straubing.“

„Nöd wahr is 's! I hon den Lumpen scho' g'sehg'n, wie 'r i hoam bin, wie er verdächti' umag'schlich'n is um an' Hof. Wie r i nacha im Stadel g'leg'n bin, kimmt er einag'schlicha, kennt a Fuir an (zündet ein Feuer an) und i könnt' schwör'n, i hon 'n Gidi leibhafti vor mir g'habt."

„Red' staad," sagte Corona, welche allmälig an des Alten Rede zu glauben begann. „Wenn's wirkli' so is — er müaßt fredi ausbrocha sein, so plausch' vordersamst nix davon. Is dös schon gnua, z'weg'n was er am Schwurg'richt verhandelt wird. Du könntst di dennast g'irrt ham. Mach' ma d' Leut' nöd neuerdings rebellisch. I' lass' dir a Bett herrichten in ana Kamma, i lass' dir nix abgeh'n, der Dokta soll morg'n aa könna, aber folg' mir und plausch' nix mehr."

In derselben Zeit irrte, einem gehetzten Wilde gleich, der Verbrecher durch die stürmische Nacht, bis er schließlich in einer zu seinem Hofe gehörigen, an einem Waldsaume liegenden Streuhschupfe erschöpft niedersank. Wohl sah er, daß sein neu versuchtes Verbrechen mißlungen, aber es lastete doch centnerschwer auf seiner Seele. Die fürchterlichsten Bilder umgaukelten sein erregtes Gehirn im Halbschlafe, und als er gegen Morgen wirklich eingeschlafen war, weckte ihn der Ton eines Glöckchens, das vom Thurme seiner Pfarrkirche klagend hinausklang in die Dämmerung.

Gidi erkannte es sofort als das „Zügenglöcklein" und es durchzuckte ihn der Gedanke, es könnte sein Vater sein, der gestorben. Er sollte auch nicht lange

im Zweifel sein. Zwei Arbeiter kamen an der Streuhütte vorüber und sprachen, dem Lauschenden vernehmlich, zu einander.

„Was wird jetzt aus dem schöna Hof wer'n?" sagte der Eine. „Der Alt' is todt und der Jung' im Zuchthaus."

Und der Andere meinte:

„Da g'freut mi mei' kloane Hirwa scho' besser. Mei' Arbeit und mei' guat's G'wissen is mei' Reichthum. Was hat der Gidi von dem sein'? Sei' Vata is a brava Mo' g'wen. Der Herr gib eam die ewi' Ruah!"

„Amen," sagte der Kamerad.

Und „Amen" lallte auch mit bebenden Lippen der durch diese Nachricht auf's heftigste erschütterte Flüchtling.

Aber Gidi mußte jetzt an seine Rettung denken. Er mußte flüchten und war doch todtmüde. Er hatte alle Taschen voll Geld und getraute sich nirgends hin, um sich eine Morgensuppe zu kaufen. Er fühlte sich innerlich und äußerlich namenlos elend.

Fort, fort aus der Heimat! Fort über die Grenze

Seine Angst stieg von Minute zu Minute und ließ ihm keine Ruhe mehr. Noch einen letzten Abschiedsblick auf seinen heimatlichen, von der aufgehenden Sonne beleuchteten Hof werfend, eilte er, so rasch er es vermochte, auf ihm wohlbekannten Steigen gegen Freyung zu.

Der Himmel war heute rein, die Luft lau, Alles freute sich nach dem gestrigen Schneegestöber des herr-

lichen Martinitages und des wärmenden Sonnenstrahles. Nur Gidi verwünschte Tag und Sonne, die ihn verrathen konnten. Er sehnte sich nach Finsterniß, und blickte er hin und wieder auf zum Himmel, so entrang sich seinen Lippen die vorwurfsvolle, aber doch mit einem schuldbewußten Seufzer verbundene Frage: „Warum hast mi' verlassen? Warum?“

X.

In Fürstenstein war es theils des halben Feiertages St. Martini, theils der dort stattfindenden Hochzeit wegen sehr belebt.

Von Engelburg kamen in einem mit Tannenreisern geschmückten Wagen der Hochzeiter und seine Eltern nebst Wenzel zum Schloßwirth gefahren, wo gleich darauf die Braut mit ihren Anverwandten und den Kranzeljungfern, unter denen auch Nanni, ebenfalls zu Wagen sich einfanden, um sich von hier aus gemeinsam zur Kirche zu begeben.

Felix war in Hut und schwarzem Anzug, Corona ebenfalls, bis auf das hellseidene Einsteckuch, in dunkler Kleidung. Sie hatte das zurückgestrichene Haar leicht gepudert und trug im Haarnest ein weißes Flitterkrönlein (Kranl) und über demselben ein Kränzchen von Rosmarin und Blumen, im Nacken aber eine reiche blaue Seidenschleife.

Helles Glück leuchtete aus ihren Augen, da sie dem Bräutigam die Hand zum Gruße bot.

In aller Stille begab sich hierauf der Zug zur Kirche. Der Beneficiat nahm die Trauung vor, wobei er in einer rührenden Ansprache auf die unerwartete Veränderung im Stande des Bräutigams hinwies, dessen höchstes Streben es gewesen, ein Diener des Herrn zu werden, was jedoch ohne sein Verschulden vereitelt wurde, daß man aber in jedem Stande Gott dienen könne, wenn man seine Pflicht erfülle. Der Segen des Himmels walte über jedem Hause, in welchem Liebe, Treue und Gottesfurcht sich vereinigen.

Bei dem hierauf folgenden Amte ward dann zum Opfer und zum Johannissegen gegangen, bei welch' letzterem den Brautleuten und ihren Anverwandten vom Geistlichen der geweihte Johanniswein zum Trinken gereicht wird.

Ein einfaches Mahl beim Schloßwirthe reihte sich an die kirchliche Feier.

Hierbei ging es allerdings Anfangs etwas steif herab. Corona's Anverwandte, lauter wohlhabende Bauern, konnten sich nicht sofort darein schicken, mit den armen Steinhauersleuten an einem und demselben Tisch zu tafeln. Allmälig fanden sie sich jedoch darein, und der Bräutigam gefiel bald Allen durch sein bescheidenes und liebenswürdiges Benehmen.

Corona, die Alle im Auge hatte, freute sich sehr über diesen Umschwung und lachte vergnügt dem Bräutigam zu. Nur auf Momente überzog ein düsterer Schatten ihr Gesicht, wenn sie der Schwester in Ranfels gedachte, die mit ihrem Manne von der Hochzeit fern

geblieben, angeblich weil der Mann verreist sei, oder wenn vom Tode des alten Kernbauern die Rede war.

Gidi's Flucht aus dem Zuchthause war heute schon allgemein bekannt. Doch erfuhr Niemand von seiner Anwesenheit in der Gegend, da Diejenigen, die ihn gesehen, sich das Wort gegeben hatten, darüber zu schweigen. Doch hielt sich Felix gleichwohl für verpflichtet, der betreffenden Behörde hiervon schriftlich Mittheilung zu machen.

Jetzt saß er neben Corona und ein Druck ihrer Hand verscheuchte jeden trüben Gedanken, sowie auch ihr die Nähe des geliebten Mannes Glück und Freude brachte. Ihre Augen hingen mit inniger Wonne an den seinigen und nicht oft genug konnte sie in diese schauen, denn seine edle Seele sprach zu ihr aus ihnen.

Die Eltern des Bräutigams fühlten sich auch nicht recht heimisch in dieser bauernaristokratischen Gesellschaft, aber Corona's Vater schenkte ihnen alle Aufmerksamkeit und es gefiel ihnen gar wohl, von dem angesehenen Manne „Herr Vetter“ und „Frau Base“ titulirt zu werden.

Dennoch konnte es die alte Bergerin nicht ganz überwinden, immer wieder daran zu denken, wie viel schöner es noch wäre, wenn Felix statt der Hochzeit heute seine Primiz feiern würde. Dann müßte es den stolzesten Bauern eine Ehre sein, mit ihm an einer Tafel zu sitzen, wie das bei dem als Gast anwesenden Beneficiaten thatsächlich der Fall war, während so, wie ihr das feine Gefühl des Weibes sagte, Felix eben doch

nur als ein Eindringling betrachtet wurde. Daß Corona's Schwester der Hochzeit fern blieb, wollte ihr nicht aus dem Kopfe.

Dagegen schien Nanni, die als Kranzljungfer sehr hübsch aussah, von ihrem Tischnachbarn, dem Sohne des Pollinger Müllers und einem Vetter des Steinbauers, als vollkommen ebenbürtig betrachtet zu werden. Der junge, treuherzige Bursche sowohl wie seine Nachbarin hatten an der Hochzeit nur das Eine auszusetzen, daß nicht getanzt wurde. Das sollte aber beim nächsten Katharinentanz nachgeholt werden, und der Müllerfranzl bat sich von Nanni's Eltern schon heute die Erlaubniß aus, das Mädchen zum Tanz führen zu dürfen.

Nach aufgehobener Tafel und rührendem Abschied fuhren der alte Berger und sein Weib nach Engelburg zurück, während die meisten Gäste das Brautpaar nach dem Steinbauernhofe geleiteten.

Hier ging es nicht ganz in der gewünschten Stille ab.

Es hatten sich hier sämmtliche Arbeiter aus den Brüchen des Steinbauern in festtäglicher Kleidung eingefunden, wohl an zweihundert Mann. Sie trugen ihr mit frisch geschnittenem Laub geschmücktes Handwerkszeug über der Schulter und in der Hand und bildeten am Eingangsthore Spalier; ebenso waren die beim gestrigen Hüterballe verwendeten Fiedler zur Stelle. Als nun der Wagen mit dem Brautpaar ankam, schwenkten sie ihre Hüte und Werkzeuge und begrüßten es mit freudigem Hoch, während die Fiedler einen Tusch dazu geigten. Einer der Steinhauer trat dann vor und

brachte den Neuvermählten einen kernigen Glückwunsch namens der ganzen Gewerkschaft dar, der wiederum in einem dreifachen „Vivat hoch!“ gipfelte.

In dieses Hoch stimmten aber nicht nur die braven Arbeiter, sondern auch die Dorfbewohner ein, die sich hier ebenfalls versammelt hatten, um der jungen Frau beim Einzug in ihren Hof ihre Glückwünsche darzubringen.

Der alte Steinhofbauer war darüber so erfreut, daß er rief:

„Jetzt soll extra no'mal Hochzet g'feiert wer'n! Alle seid's frei, essen und trinken könnt's was's wollt's, und d' Musikanten soll'n aufspieln zum Tanz. I und 's Brautpaar wer'n bald erscheina, und tanzen thuan wir aa. Heut' is a Freudentag für uns, wie gestern a Tag voll Angst und Schrecken war.“

Das wurde denn auch ein rechtes Volksfest. Die Arbeiter drehten sich alsbald mit den Mädchen im „Langaus“ und „Rundum“ oder im „G'stampften“ und Durchanand“, wobei man glauben konnte, der Erdboden werde durchgetreten.

Auch Felix und Corona tanzten ihren Brauttanz und tanzten auch mit den Gästen. Selbst der alte Steinbauer probirte einen langsamen Tanz mit Nanni. Der Müllerfranzl hatte sie ihm ausnahmsweise abgetreten; alle übrigen Touren hatte er für sich beschlagnahmt.

Fröhliche Gesänge der Arbeiter wechselten mit diesen Tänzen und das Brautpaar hatte sich längst davon=

gestohlen, als noch auf dessen Glück und Wohlergehen wacker getrunken wurde.

Selbst der für todtkrank geltende Haderlumper hatte es in seinem Bette nicht mehr aushalten können.

„Was z'dumm is, is z'dalket!“ sagte er, als er auf dem Tanzboden erschien. „Mi leid's nöd im Bett! Kann i aa nöd umaspringa und meine G'sangel'n singa, trinken kann i schon und g'freu'n kann i mi aa, weil i halt unschuldi bin an dera gestrigen G'schicht, g'rad wier a neugeborn's Kind. Seid's nur nöd bös und laßt's mi da, denn wenn i nimmer hinter d' Leut' geh'n kann, die mi gern ham, nacha grabt's mi ein. Liaba aber is's mir, ös vogunnt's mir dös Dasein.“

Der Dorfhüter, der gestern seinen goldenen Tag gehabt, setzte sich zu ihm und die beiden Alten erfreuten sich kindisch an der Lust der Jungen.

In größter Eintracht verlief das aus dem Stegreif gemachte Fest. Der Nachtwächter hatte so viel Witz, als es bereits 12 Uhr schlug, erst die zehnte Stunde auszurufen, und als er endlich die Mitternacht zugeben mußte, krähte der Hahn bereits zum siebentenmale.

Trotz der schlaflosen Nacht waren am Morgen sämmtliche Steinarbeiter rechtzeitig auf ihrem Platze im Granitbruche, der sich zunächst dem Dorfe in erhöhter Lage befindet.

Der Kern des Waldgebirges besteht aus Granit, Gneiß und Glimmerschiefer und ist ersterer in der Strecke zwischen der Donau und dem Pfahl überwiegend. Es dürfte kaum eine andere Gegend in Europa geben, wo

dieses Gestein in solcher Ausdehnung und von dieser Schönheit vorkommt. Allenthalben findet man denn auch im sogenannten Vorder= und Passauerwalde großartige Brüche, in welchen eine Menge Grabmonumente, Wasser=behälter, Viehbarren, Fensterstücke, Platten, Quaderstücke, Gesimse, Säulen und Pflasterwürfel aus diesem Material gefertigt werden, die, nach dem In= und Auslande versendet, eine Hauptternährungsquelle der in dieser Gegend wohnenden Bevölkerung bilden. Mehrere hundert Arbeiter sind oft in einem solchen Bruche beschäftigt und schon auf weite Entfernung kennt man durch den oft hoch aufgeschichteten Abraum das Vorhandensein solcher industrieller Unternehmungen.

Da herrscht dann ein reges Leben. Hunderte von schweren Hämmern sind in Bewegung, die nur auf Minuten ruhen, wenn von der Grundmasse größere Blöcke mittels Sprengschüssen losgelöst werden, wobei sich die Arbeiter gegen die oft weithin geschleuderten Steinsplitter zu decken haben.

Die Einen richten die rohe Form zurecht, Andere besorgen die feinere Ausarbeitung, in der bei dem Bruche sich befindlichen Schmiede werden die abgenützten Instrumente wieder geschärft, Fuhrwerke stehen bereit, auf welchen mittels Winden die schweren Stücke verladen und fortgefahren werden, und so entwickelte sich auch in den Brüchen des Steinbauern ein freudiges geschäftiges Leben und Treiben.

Hierher war nun, nachdem das neuvermählte Paar nach üblichem Brauche zuerst den Gottesdienst in der

Pfarrkirche zu Fürstenstein besucht, dann beim Schloßwirth die Rechnung für das Hochzeitsmahl beglichen und daselbst ein kleines Gabelfrühstück eingenommen, der erste Gang desselben. Sie wurden von den Vorarbeitern und Steinhauern schon erwartet. Am Eingange in den Bruch war ein Triumphbogen errichtet mit der Aufschrift:

Glück auf!
Hell, wie der Sonne Glanz,
Treu, wie der Tannen Grün,
Und wie Granit so fest
Soll Euer Glück erblüh'n!

Die Neuvermählten wurden bei ihrer Ankunft mit einem freudigen Hoch begrüßt, wofür Felix in herzlicher Weise dankte. Dann ward die unterbrochene Arbeit wieder aufgenommen und in allen Tonarten klang es von den wuchtigen Schlägen der eisernen Hämmer.

Der alte Steinbauer hatte Anwesen und Steinbruch seiner Tochter noch nicht übergeben. Diese und ihr Mann sollten bis auf Weiteres nur mit ihm „hausen" und Felix die Buchhaltung weiterführen.

Mit allem Fleiße und zur vollen Zufriedenheit seines Schwiegervaters hoffte der junge Mann seine Aufgabe zu lösen und freudig erwiderten er und sein junges Weib den ihnen beim Abzuge von den Arbeitern wiederholten Zuruf:

„Glück auf! Glück auf!"

XI.

Am anderen Tage fand die Beerdigung des alten Kernbauern in Egging statt, zu welcher von allen Seiten Verwandte und Bekannte, unter denen auch der Steinbauer, herbeiströmten, sei es um des frommen Andenkens halber oder zur Befriedigung der Neugierde, um zu sehen, wie sich das Leichenbegängniß eines reichen Bauern ausnehme, wenn der Hauptkläger als Verbrecher und Flüchtling in der Welt herumirre. Dasselbe unterschied sich aber im Wesentlichen durch nichts von den bei anderen, größeren Begräbnissen üblichen Feierlichkeiten, da die Verwandten für Alles Sorge trugen, und so bildete das Hauptgespräch der entsprungene Gefangene und es war selbstverständlich, daß der allgemein beliebte Verstorbene aufrichtig betrauert wurde.

Nach den kirchlichen Feierlichkeiten folgten die weltlichen, der sogenannte Leichentrunk. Dabei geht es in der Regel sehr vergnügt zu. Wie der Soldat nach der Trauerfeierlichkeit mit klingendem Spiele heimzieht und sich so wieder freudig dem Leben zuwendet, so finden

sich auch die Wäldlerbauern, nachdem sie dem Todten unter Thränen alle Ehren angethan, bei dem von den Hinterbliebenen gereichten „Leichentrunke" zusammen unter dem Eindrucke: „Ihm (dem Todten) ist wohl — uns ist besser." Da wird Trank und Speise nicht gespart und herrscht meist eine sehr lustige Stimmung. Nach dem Mahle knieen dann sämmtliche Anwesende nieder und beten laut für den Verstorbenen, der nun, wie sie sagen, „schö' hinteri g'richt worn is".

Bei dem Leichenmahle fanden sich auch der Steinbauer und dessen Schwiegersohn, der Seppenbauer von Ranfels, ein. Ersterer machte dem Letzteren Vorwürfe, daß er gestern nicht zur Hochzeit gekommen, Sepp aber entschuldigte sich und beschwor hoch und theuer, daß er gestern Abends erst von seiner großen Reise nach Hause gekommen, indem er durch ein unvorhergesehenes Ereigniß gezwungen wurde, länger in München zu bleiben, als er vorhatte, und daß sein Weib ohne ihn zum Feste gehe, könne kein Christenmensch verlangen.

Der Schwiegervater sowohl, wie die anderen Anwesenden, waren neugierig geworden, was denn den Seppenbauer so lange in München zurückgehalten habe und wie es ihm überhaupt in der großen, ihm völlig unbekannten Stadt ergangen sei.

Der sonst sehr gutmüthige Seppenbauer war wegen seiner geringen geistigen Anlagen in der ganzen Gegend wohl bekannt. Da hatte ihm seine Frau aus der Zeitung vorgelesen, daß in einer Spielwaarenhandlung in München „praktische Zählmaschinen" zu kaufen wären.

Das erregte die Aufmerksamkeit des Seppenbauers. Eine Zählmaschine zu haben, mußte sehr bequem sein. Da brauchte man nicht zählen und rechnen, das that die Maschine. Hätte er eine solche gehabt, als ihm der Schwiegervater das Rechenexempel zu lösen gab, so wäre die unliebsame Heirat zwischen Felix und Corona unterblieben.

„Warum soll i mir koa Zählmaschin' kaufa?" sagte er zu seinem Weibe. „I hon a Dreschmaschin' und a G'sottmaschin' — i kann mir's erlauben! I kauf' mir aa r a Zählmaschin', nacha soll dei' Vata kömma mit seine 66 mal 99 und was er sunst wissen will. I setz' d' Maschin' an und pumpsdi — ham ma's scho'!"

Außerdem hatte er auch einige Tausende für Holz eingenommen und wollte sich hierfür von der Hypothekenbank Pfandbriefe kaufen. Das, meinte er, müßte viel billiger kommen, wenn er die Papiere in München persönlich besorgen würde, die Reisekosten würden dabei gewiß herausgeschlagen und er hätte bei dieser Gelegenheit auch einmal die Münchener Stadt gesehen.

Die Reise war also beschlossen worden. Sein zweiter Knecht, der Schirmer Martl, war als Kanonier zu seinem Artillerie-Regiment einberufen und konnte so dem Bauern als Reisebegleiter und Führer dienen. So fuhren denn die Beiden nach Deggendorf und von dort mit der Eisenbahn nach München, wo der Seppenbauer auf Wunsch des Kanoniers im Hotel „Zum Stiefelwirth" sein Absteigquartier nahm.

„Recht noblich is 's dort bei'm Stiefelwirth," er-

zählte nun der Seppenbauer, „aber i hon halt a kloans Malör (Malheur) g'habt. Während der Martl si' beim Regiment g'meld't hat, bin i dahoam in der Wirthsstuben sitzen blieb'n. Da san zwoa Herr'n an mein' Tisch g'sessen, recht nobliche Herrn san 's g'wesen, aber so oft oaner von sein' Platz aufg'standen, hat eam der ander' g'schwind 's Bier austrunken. Da ham's aa bald 's streiten ang'fanga und pumpsdi! hat der oa 'n ander'n sein Maßkrug am Kopf g'habt. A Gendarm war aa glei bei der Hand und da is 's nacha anganga. „Der kann's bezeug'n," schreit der mit'n Maßkrug am Kopf, „daß ich den Streit nicht begann." I sag': „I hon nöd aufg'mirkt". Aber da schreit schon der ander': „Der muß 's g'sehg'n hab'n, daß mir der 's Bier austrunken hat." „I hon nix g'sehgn," sag' i. Da sagt der Gendarm: „No, blind wern 's nöd sein! Genga 's der Einfachheit halber nur aa glei mit auf d' Polizei, daß 's Protokoll aufg'nomma wer'n kann." I mach' alle möglichen Ausflücht', aber es nutzt nix; mit muaß i mit dö zwoa zwidan Kerl. Auf der Polizei muaß i nacha angeb'n, was i woaß und wie i hoaß, und nacha ham 's mi wieder furt lassen. Dahoam hon i 'n Schirmer Martl troffen und dem erzähl' i dö G'schicht' no' ganz brühwarm. Der aber lacht und sagt: „'s best' is, wenn zwoa 's streiten anfanga, ma' trinkt sei' Bier aus und rennt davon; mit dö Zeugschaften is 's gar a z'widere G'schicht'." Dös hon i mir aber aa g'mirkt sei' lassen!"

Er erzählte dann weiter, wie es über dieser ver-

drieszlichen Sache Nacht geworden und er erst am nächsten Tage habe seine Einkäufe besorgen können. Der Schirmer habe sich „frei geben" lassen und ihn überall hingeführt. Er habe sich in der „Ueberdeckenbank" die Pfandbriefe gekauft und dann beim Spielwaarenhändler die „Rechenmaschine".

„Ja no', kauft hon i mir's," fuhr er fort, „aber was 66 mal 99 is, bring i nöd damit zam. Es san lauter weiße und rothe Kugeln und ma' kann damit nöd weiter zähl'n, als bis hundert. Es g'hört nur für kloane Kinder, hat der Kaufmann g'sagt, und hat mi dabei so nach der Quer ang'schaut. I brauch 's aa nur für kloane Kinder, hon i g'sagt, er wird si' wohl nöd einbilden, daß i so a Maschin brauch, und wier i meine Pfandbrief aus der Taschen zog'n hon, da hat er g'moant, wenn meine Kinda nur mit dene roaten könna, nacha feit si' nix.

No, und nacha san ma halt umananda ganga in der Münkera Stadt, in d' Kasern und in alle Kirchen so guat, wie in d' Wirthshäuser, ganz dumm bin i worn vor lauter schaugn und trinka. Zu guata letzt san ma no' ins Hofbräuhaus. Da sagt der Martl, damit i Alles g'sehg'n hon in der Münkera Stadt, sollt' i aa no' in d' Hofkomödie geh'n, 's waar g'rad dö recht' Zeit. Beim Bauerngörgl, g'rad umma vom Küni sein' Palais, hat er auf mi' g'wart'. I hon dort no' a Stehhalbi trunka, nacha bin i in d' Komödie ganga. Auffi hon i müassen, höher wia unsa Kirchathurm, und da hon i nacha awischaugn könna in an' groszen, groszen

Saal, volla Liachta und volla Leut. G'fall'n hat's ma. Nur der Gendarm, der hinter mir g'stand'n is, d' Spitzhaub'n auf'n Kopf, hat mi schenirt, denn es is just derselbe g'wen, der mi gestern vom Stiefelwirth mit auf d' Polizei g'nomma hat. Da fanga d' Musikanten zum auffspieln an. Dös war fein — da sein die Tittlinger nix dagegen! Aber da is so a z'widera Kampel mitten unter die Spielleut g'sessen und der hat alleweil mit an' Steckerl umananda g'fuchtelt, irr hat er 's macha woll'n der Tropf! 's hat eam aber nixi g'nutzt. Kaum is d' Musi vorbei g'wen, ham 's an' großmächtigen Vorhang auffizog'n und in a Stuben hast einig'schaut so schö', daß 's gar nöd zum dasag'n is. Da kömma zwoa für d' Thür eina, grad wie Maschkera (Masken) san 's anzog'n g'wen und lange Stoßdegen ham 's g'habt; dö fanga 's diskrirn an, im ganzen Haus is 's mäuserlstaad, aber dö schenirn si' gar nöd, dö schmaatzen a so furt. I hon nöd viel drauf obacht geb'n; i hon denkt, no ja, di geht's nix an, was dö zwoa mit ananda und ausananda z'richten ham. Aber dö kömma alleweil mehr in d' Hitz; der oa' wird fürri (zornig) und ziagt sein Degen. Der Gendarm loahnt (lehnt) si' alleweil mehra auf mi auffi, daß eam ja nix auskimmt; i aber hon mir denkt: Mi stimmst! Dö zwoa kaameten mir g'rad g'stohl'n! I will nix hör'n und will nix sehg'n! „Schmeckts an Zeugen?" sag' i zum Gendarm, und renn' auf und davon. Wer woaß denn, was oft außakimmt? Auf alle Fäll' bin i der G'scheida g'wen!"

Die Anwesenden brachen in ein schallendes Ge-

lächter aus. Der Seppenbauer aber dachte nicht daran, daß man ihn auslache, im Gegentheile meinte er, man lache über seine Pfiffigkeit, und einmal im Plaudern fuhr er in seiner Erzählung fort:

„Und no' was is mir passirt, was merkwürdis! I hon mei' Geldtasch'l an an' Ream (Riemen) unterm Rock hänga g'habt. Wier i Nachts hoamkimm und mi ausziag'n will, hon i mei' Taschl nimmer. „Marie und Josef!“ schrei i, „aus is's! Dös hon i in der Komödie lassen.“ Es war mir just schon, wier i mi außidruckt hon, als wenn i hänga blieb'n wär', aber i hon an nix denkt, als außi, und auf dö Weis' is 's Taschl d'rin blieben mit all mein' Geld und die Pfandbrief'. No, dös wird wohl a Schrecka g'wen sein! An's Hoamroasen hon i nimmer denken därfen und an den „Grüß Gott“ von mein' Wei. Da hon i's g'lobt, daß i 'n ersten Bedelmo, der mir unter d' Hand kimmt, fünf Gulden schenka will, wenn i dös Tasch'l wieder krieg'. Und andern Tags in aller Fruah — mir is der Verstand still g'standen wie dös mögli is — geht d' Thür auf und der Gendarm kimmt eina, der G'wisse, und sagt:

„Ihr habt gestern im Theater Euer Geldtaschl verlor'n, auf der Polizei könnt Ihr 's abhol'n.“

„I hätt' 'n glei umhalsen könna für dö Botschaft, bin aa glei' mit eam ganga, und richti' hon i mei' Taschl wieder kriegt. Es is merkwürdi', zwoa Tag in Münka — und dö ganz' Stadt hat mi' 'kennt, wie 's da bei uns der Fall is.

Wie r i zum Stiefelwirth z'ruckkimm, da steht aa schon a Bedelmo' unter der Thür mit an' ein'bund'na Fuaß. I hon an mei' G'löbniß denkt und 'n Beutel zog'n — i hon aber lauter Zehnerbanknoten g'habt. „Wart'," sag' i zum Bedelmo', „du kriegst fünf Gulden von mir, i hon 's g'lobt. I muß aber z'erst wechseln lassen."

„Was habt 's denn zum Wechseln?" fragt mi' der Bedelmo'.

„An' Zehna," sag' i.

„Gebt 's nur her," sagt der Ander', „mögt 's a kloan's oder a groß's Geld?" und ziagt dabei d' Händ' voll Geld aus der Taschen.

„No," sag' i, „enka G'schäft schaugt si' guat her."

„Ja mei'," sagt er und reißt ma d' Banknoten aus der Hand, „a jed's G'schäft hat seine Beschwerden." D'rauf gibt er mir fünf Gulden außa und sagt: „Vergelt's Gott!" Der Martl und oana von seine Kameraden habn nacha mit mir Kirta g'haltn. Aus 'n Hofbräuhaus san ma an' etli Tag' gar nimmer 'raus und so is 's halt kömma, daß i d' Hozet von der Schwägerin versäumt hon. D' Hauptschuld aber hast du g'habt, Schwieher (Schwiegervater), mit deine 66 mal 99."

Der Steinbauer, an den die letzten Worte gerichtet waren, wußte nicht, sollte er über die Dummheit seines Schwiegersohnes in Verlegenheit kommen, oder gleich den Anderen darüber lachen. Er entschloß sich zu letzterem, konnte aber nicht umhin, zu bemerken:

„Wenn's mehr Solche gebet, wie du bist, kommet der boarisch' Wald mit Recht als Holzschläglland in

Mißcredit, aber Gottlob san 's zählt, wie d' Eiben im Wald."

„Die Pfiffigen, moanst?" lachte der Ranfelser. „Schnupf' ma oans!" und er reichte ihm seine Dose hin.

„Is recht!" erwiderte der Steinbauer; „aber gib obacht, daß di' am Hoamweg d' Gäns — i wollt' sag'n, die Drachen*) nöd dawischn."

Das darauf folgende Gelächter verstummte, als jetzt ein Schadhamer Bauer, gerade von Passau kommend, eine Neuigkeit mitzutheilen wußte, die Alle anzog, da sie vom flüchtigen Sohne des heute Beerdigten handelte.

Der Landsmann hatte nämlich gesehen, wie der Kernbauern Gidi, bereits wieder gefangen, mittels Bahn von Passau nach Straubing überführt wurde. Er wußte auch die näheren Einzelheiten der Wiederverhaftung des Entsprungenen zu berichten und Alle lauschten seinen Worten.

Gidi hatte sich an jenem Morgen, als er den Tod seines Vaters erfuhr, nach Freyung zu gewendet, um dann über Kuschwarda ins Böhmische zu gelangen. Er hatte sich für einen Schweinehändler ausgegeben und in einem Wirthshause zu Freyung ein Nachtlager gesucht. In Folge der fürchterlichen Aufregungen der letzten Tage sei er aber an einem heftigen Fieber erkrankt, so daß

---

*) Im 12. Jahrhundert gab es in der Gegend von Ranfels noch alle Gattungen von wilden Thieren, und wie eine alte Chronik berichtet, sollen in der Gaisleithen bei Ranfels sich „ungeheure Drachen" aufgehalten haben.

die Wirthsleute den Arzt zu Hilfe riefen. Dieser erkannte alsbald aus den im Fieber gesprochenen Aeußerungen des Kranken, daß hier besondere und verbrecherische Umstände obwalten müßten und setzte die Behörde davon in Kenntniß. Eine nähere Untersuchung ergab, daß der vermeintliche Schweinehändler niemand Anderer als der Flüchtling sei, nach welchem einer Meldung aus Tittling zufolge bereits überall an der Grenze gefahndet wurde.

Gidi war, als sich das Fieber legte, so gebrochen, daß er keinerlei Ausflüchte mehr machte und sich in sein Schicksal ergab. So ward er heute unter starker Bedeckung nach Straubing geschafft.

Das Schicksal des Burschen in Verbindung mit dem Tode seines Vaters, rief bei allen Anwesenden neuerdings großes Bedauern und innige Rührung hervor, welche sich beim weiblichen Geschlechte durch Thränen und Jammer Luft machte. Die Meisten hätten gewünscht, daß Gidi die Flucht gelungen wäre.

„'s is halt in der Wuath g'schehg'n," entschuldigten sie seine That, „und d' Wuath macht blind und raubt 'n Verstand. Hätt'n halt dö g'nomma, die er mög'n hätt'. Kernhofbäurin wern, waar a koa' Schand g'wen! Dös hat 'n ausananda bracht."

Der Gemeindevorstand aber schnitt die weiteren Erörterungen ab, indem er sagte: „Wir ham jetzt auf sei' Rechnung g'essen und trunken, laßt's uns jetzt aa für eam und für die arm' Seel' von sein Vatern beten."

Alles kniete sich nieder und unter theilweise lautem Schluchzen wurden die üblichen Gebete verrichtet.

Hierauf entfernten sich Alle. Einer der ersten aber war der Steinbauer, der sein Fuhrwerk bereits hatte anspannen lassen, da er wohl merkte, wie die Zuneigung zu dem „unglücklichen“ Gidi mit vorwurfsvollen Blicken gegen ihn begleitet war und man nicht übel Lust hatte, seine Tochter als die Ursache dieses Unglückes zu beschimpfen.

„So san d' Leut!“ sagte er zum Gemeindevorstand. „A paar Maß Bier und a Pfund Kaas, und wie 's d's hab'n willst, so pfeifen 's.“

„Lass' 's pfeifen!“ erwiderte lachend der Andere, „und lass' 's flenna! Bei der sauern Millisuppen morg'n wird eahna 's Herz schon wieder leichter. I kenn' meine Leut'!“

XII.

„Aus'n Böhmerwald
Geht der Wind so kalt"

ist der Anfang eines bekannte Wäldlerliedes. Er kommt nämlich aus Nord und Ost und streicht vom Grenzgebirgskamm scharf über den Vorderwald und die hochgelegenen Ortschaften hin. Im Winter ist das sehr empfindlich und der Winter währt lange und ist strenge, namentlich auf dem tiefbeschneiten Grenzgebirge, dessen Umgebung man auch früher scherzweise das bayerische Sibirien nannte. Die ungeheuere Schneedecke des Hochplateaus, unterbrochen und abgegrenzt durch die dunkelblauen Waldberge, oft ganz oder theilweise bedeckt mit dichtem Nebel, gewährt freilich einen frostigen Anblick. Doch wenn sich diese Nebel plötzlich herabsenken und verflüchtigen, bringt die blendende Wintersonne auf Berg und Ebene durch das prismatische Funkeln des Winterkleides, durch das Gleißen und Blitzen der Frostkrystalle einen unbeschreiblichen Reiz hervor.

Der Rauch steigt leicht und gerade aus den Kaminen der einzelnen Höfe und den Häusern der Ortschaften, sowie mitten aus den Wäldern in die klare Luft, denn in den letzteren herrscht gerade jetzt das regste Leben und Treiben wegen des großartigen Holztransportes von Berg zu Thal. Hier aber und im ganzen Vorderwalde bis zur Donau besteht die Hauptbeschäftigung der Kleingütler sowohl des weiblichen, als des männlichen Geschlechts während der Wintermonate im Spinnen und Weben des selbstgebauten Flachses und sind die wechselseitigen Besuche des Weibsvolkes zum Spinnen, hier „Kunkelreisen" genannt, in starker Blüthe, wobei außer dem Alltagsgeplauder das Erzählen von Sagmanln (Märchen) an der Tagesordnung ist.

Im Bergerhäuschen zu Engelburg fanden solche Kunkelreisen wöchentlich einmal statt und fand sich dabei außer den Nachbarinnen auch der gemüthliche Wagner ein, welcher die Neugierde der Spinnerinnen stets zu befriedigen verstand. Heute nun las er diesen aus dem Wochenblatte den Bericht über die durch Gidi's Flucht verzögerte Schwurgerichtsverhandlung vor, von welcher allerdings die Bergersleute schon durch Wenzel hinlänglich unterrichtet waren.

Zu derselben war auch Felix geladen worden, um über Gidi's nächtliche Anwesenheit in Engelburg am Abend vor Martini eidlich zu berichten. Dessen Aussagen fielen sehr schwer ins Gewicht. Es wurde der

Versuch einer Verleitung zum Meineid angenommen und Gidi erhielt in Folge dessen eine bedeutend höhere Strafe.

„Du lieba Gott!“ sagte die alte Bergerin, „da wird er, sobald er wieder frei is, sein' Haß neuerdings auf'n Felix werfen und der Jammer geht auf's nui wieder an. Wär' er nur g'rad nöd außiganga dortmals in d' Streuschupfa!“

„Bei oan Haar hat's g'fehlt, wärst ja du selm außi!“ versetzte der alte Berger lächelnd; „nacha wärst aa no' auffi kömma auf Straubing.“

„Was? I an' Zeug'n macha!“ rief die alte Frau. „Gott bewahr' mi davor!“

„Da is's anamal 's best', wenn ma's macht, wie der Seppenbauer von Ranfels,“ lachte der Wagner. „Sobal zwoa 's streiten anfanga, auf und davon renna!“

„No, der is schon ausg'lacht gnua worn,“ meinten die Andern, und eine der Spinnerinnen erzählte, daß ihm sein Weib ordentlich „die Leviten gelesen“, als sie von seinen Münchener Abenteuern erzählen hörte. Die stolze Bäuerin vermeide es seit dieser Zeit, sich mit ihrem Manne öffentlich zu zeigen, weil sie sich seiner Dummheit schäme.

„So bleibt er halt alloa',“ erwiderte der Wagner, „schwer tragt er nöd. Kinder hat er koa', Geld hat er gnua, d' Dummheit thuat eam nöd weh' und untreu wird eam sei' Wei' drum aa nöd. 's alloa' sein san d' Ranfelser schon gewöhnt. Da hat eahna der Tuschl von Söldenau 's best' Beispiel geb'n, der in sein' Wappen sogar den Wahlspruch g'habt hat: „Allain!“

Der Wagner mußte über die Sache Näheres berichten und er erzählte die Geschichte vom Ritter Tuschl von Söldenau, der in den Sagen des Niederlandes Bayern eine so bedeutende Rolle spielte.

Zur Zeit, als die Burg Ranfels im Besitze der Ortenburger war (1417—1438), saß ihr Dienstmann, der Ritter Tuschl von Söldenau (ein Schloß in der Nähe von Ortenburg) auf Ranfels. Er hatte viele Jahre lang dem Sultan von Egypten als getreuer Kriegsheld und Hauptmann gedient und aus der Fremde viel Geld und Gut ins Bayerland zurückgebracht. Ein armes, aber wunderholdes Fräulein aus dem Vilsthale, das schöne Annerl von Aheim, hatte es ihm angethan. Er heiratete sie und einige Jahre ging Alles gut. Dann aber machte die schöne Frau Vergleiche zwischen dem alten Gatten und dem schönen Edelknaben Günther, der auf dem Schlosse erzogen wurde, und als der Ritter eines Abends von der Jagd nach Hause kam, fand er weder Weib noch Pagen mehr im Schlosse. Niemand wußte, wohin sie gekommen seien. Noch faßte der arglose Mann keinen Verdacht, sondern meinte, ein Feind hätte ihm hinterlistig das „Kleinod“ seines Herzens und seinen Lieblingspagen entführt.

Deßhalb griff er zum Wanderstabe und durchwanderte im Pilgerkleide, sein Annerl suchend, beinahe das ganze Abendland.

Drei Jahre waren so vergangen, als er eines Tages in einem wälschen Städtlein ankam. Da beschloß er, zu rasten und seine Schuhe ausbessern zu lassen, die

ihm von den rauhen Alpensteigen zerrissen worden. Er trat in den nächsten Laden. Aber wie war ihm zumuthe, als er in dem Schusterlein, das drinnen rührig den Kneif handhabte, seinen Edelknecht Günther erkannte und in der mit einem Söhnlein gesegneten Frau Schusterin sein gesuchtes Annerl. Jetzt erst wurde er den ungeheuren Verrath inne. Im gerechten Zorne wollte er das schändliche Paar mit dem Stocke niederschmettern, doch schnell besann er sich eines Besseren und ging, Rache gegen die Treulosen unter seiner Würde haltend, schweigend und unerkannt von dannen.

Daheim gründete er das Johannesstift zu Vilshofen und schrieb unter den Schenkungsbrief:

„Ein Gamsel auf dem Stain
Lockt mich in Wald hinein
Zwei Hund' an ain Bain,
Ich Tuschl bleib allain!"

Auch seine Waffen und Hausgeräthe ließ er mit der Aufschrift „Allain" bezeichnen und ebenso wählte er dieses Wort als Wahlspruch in sein Wappen.

Nach einer anderen Lesung soll Tuschl weniger gutmüthig gewesen sein und sein Weib wegen Untreue lebendig eingemauert haben. Ein Schuster aber habe sich aus Mitleid unterirdisch zu ihr durchgegraben und so die Gräfin befreit, worauf Beide, Befreier und Befreite, vor dem Zorn des Ritters nach Wälschland entwichen.

Während der Erzählung des Wagner's waren Wenzel und der Müllerfranzl angekommen. Letzterer fand ein

ganz besonderes Vergnügen darin, Nannerl's Bruder täglich vom Steinbruche, wo während des Winters in einer flüchtig gebauten Holzstube gearbeitet wurde, abzuholen und ihn nach Hause zu geleiten. So hatte sein Besuch im Bergerhäuschen doch irgend einen Grund, wenn man es gleichwohl allgemein merkte, daß er „den Zaun wegen des Gartens grüßte".

Der treuherzige Bursche mit seinem blonden Krauskopf und den dunkelblauen Augen setzte sich sofort zur alten Bergerin und drückte ihr nur stillschweigend die Hand, damit er ja den Wagner nicht in seiner Erzählung störe; sein Auge aber ruhte auf der schönen Tochter, die verlegen, aber doch ganz glückselig über seine Anwesenheit, erröthete und nur hin und wieder einen freundlichen Blick auf ihn warf, während sie mit allem Eifer den feinen Flachs mit den Fingern drehte und von dem mit einem blauen Bande gehaltenen Rocken ein Büschel nach dem anderen herabzupfte.

Als aber dann der Wagner mit seiner Erzählung geendet, sagte Franzl leise zur alten Bergerin:

„Frau Muatterl, därft's mir's glauben, i suachet mei' Annerl grad so in der ganzen Welt, aber sie wird mir ja dennast so was niemals nöd anthun."

„Wo is denn dei' Annerl?" fragte die Alte neckisch. „I kenn's ja gar nöd!"

„Geht's zua, ös kennt's es schon," erwiderte der Bursche. Sie is ja d' Tochter von enkera Muatta ihren Kind."

„Soll dös a Räthsel sein?"

„Ja; aber oans, dös 's schon längst errathen habt's. Kurzum, enka Annerl muß mei' Müllerin wern. A so is 's b'stimmt und a so wird's."

„Aber, Franzl! Woaßt denn nöd, daß da vor Allem zwoa Ding nöthi san; erstens muaß di 's Deandl mög'n . . ."

„Di mag mi schon!" unterbrach sie der Bursche; „schaugts nur hin, wie's herspitzt . . ."

„Und zwoatens," fuhr die Alte fort, „müsset's dein' Vatern, 'n Müller, recht sein. Der schauet weiter nöd, wennst eam g'rad an' arme Nahterin als Schwiegertochter in's Haus bringa möchst."

„Mit'n Vatern werd' i schon firti," erklärte Franzl. „Des wißt's, daß i verspielt hon und Soldat wern muß. No, es wär' uns ja a leicht's, an' Ersatzmann z'stell'n, aber der Vater will hab'n, daß i selm d' Musketen tragen soll und an' Furm (Anstand) und a Ordnung lern'. Er will, daß i an' etli Jahrln Dienst mach' und so bald er si' auskennt, daß i koa G'scherrter (ungebildeter Bauer) mehr bin, kauft er mir an' Einstandsmann. I hon mi' in sein' Will'n geb'n unter dem Beding, daß, wenn i jetzt nach sein' Kopf thua, er amal nach dem mein' thuat, wenn eam a Tochter ins Haus bring'. Wenn's brav is, hat er g'sagt, wirst mi anamal auf deiner Seiten finden. Also hat's koa' G'fahr. Er hat nur verlangt, daß 's brav is. Und sagt's ebba, 's Annerl is nöd brav, so fang' i glei' mit enk 's raffa an."

„I sag' ja nix," lachte die alte Bergerin.

„Oder bin enk ebba nöd guat g'nug?“ fragte der Bursche, die Antwort schon im voraus wissend.

„Wennst mein Annerl sei' Ehr vor Augen hast und wennst es gern hast, so recht von Herzen gern, was sollt 's nacha mir nöd recht sein?“

Sie reichte dem Burschen die Hand.

Dieser aber ließ sich nun nicht mehr länger abhalten, seinen Stuhl neben den des geliebten Mädchens zu rücken. Nachdem er sich eine Weile mit demselben unterhalten, zog er zur allgemeinen Freude sein Röhrlpfeiferl aus der Tasche, auf dem er meisterlich zu blasen verstand. Wenzel nahm die alte Guitarre von der Wand und Beide spielten den emsigen Spinnerinnen lustige Weisen vor, mit denen sich alsbald einer oder der andere Volksgesang verband.

Schlag 9 Uhr war die Kunkelstube zu Ende. Die Mädchen nahmen Spinnrad und Rocken und verabschiedeten sich dankend von den Häuslersleuten.

Auch Franzl schlug den Heimweg ein. Ein großer Hund, der ihn im Hausflötz erwartete und jetzt vergnügt an ihm hinaufsprang, war sein Begleiter.

Nanni verfolgte ihn mit ihren Augen, bis ihn die Dunkelheit der Nacht völlig umhüllte. Aber noch hörte sie sein Spiel auf dem Röhrlpfeifchen, das in der Winternacht so wunderhell zu klingen schien, am meisten wohl deßhalb, weil sie wußte, daß das Stücklein für sie bestimmt war.

Der Wagner, den im Turnus umhergehenden Nachtwächterspieß in der Hand, störte sie aus ihrem Sinnen

und Ergötzen durch das ihr gräuliche Ansingen der neunten Stunde.

Bevor sie aber in die Stube zurückkehrte, blickte sie nochmals nach der Richtung, nach welcher sich der Geliebte entfernt, und sagte leise:

„Guate Nacht, mei' liaba Franzl!“

XIII.

Felix hatte sich mit allem Fleiße seinem neuen Berufe hingegeben. Er eignete sich mittels einiger guter Hilfsbücher die Buchhaltung an, und da er von seiner früheren Arbeit im Steinbruch mit der Art der Herrichtung der verschiedenen Hauarten ohnedies vertraut war, wußte er bald das ganze Geschäft in seinen Händen zu vereinigen. Dazwischen machte er vielerlei Reisen, betheiligte sich bei den Submissionen, und zwar stets mit Vorsicht und Glück, und brachte damit das Geschäft in solchen Schwung, daß bald an fünfzig Arbeiter mehr angestellt werden mußten.

Der alte Steinbauer war darüber ganz glückselig, und als er einmal bei einem von Felix abgeschlossenen Geschäfte einen Reingewinn von zehntausend Gulden machte, gab er davon dem Schwiegersohn als „Extrahonorar“ dreitausend Gulden.

Trotz all' seiner anstrengenden Beschäftigungen konnte es aber der junge Mann doch nicht über sich

bringen, seine Wissenschaften ganz zu vernachlässigen. Es war ihm stets eine angenehme Erholung, wenn er nach gethaner Arbeit seine lateinischen und griechischen Classiker hervorholen und sich ein Stündchen mit ihnen beschäftigen konnte. Wie war ihm das Labsal auf das trockene Tagewerk!

Die Lieblingslectüre an den langen Winterabenden waren die Mittheilungen des Ludwigs-Missionsvereins, welche Felix seinen Angehörigen vorlas, und die ihn mit der regsten Theilnahme für die deutsche Mission in den fernen Welttheilen erfüllte, was er auch durch namhafte Beiträge an den genannten, von König Ludwig I. ins Leben gerufenen Verein bewies. Die heroischen, uneigennützigen, auf christlicher Nächstenliebe fußenden Thaten und Erfolge der Missionspriester, ihre jeder Gefahr trotzenden Bemühungen, die Cultur und das Christenthum in die entlegensten Gegenden zu verpflanzen und für diese heilige Sache jederzeit bereit zu sein, freudig Gut und Blut zu opfern: dies Alles erfüllte Felix mit einer hohen Begeisterung.

„Daß auch mir ein solches Heldenwerk bestimmt gewesen wäre!“ seufzte Felix oft im Stillen. Dann aber blickte er nach der geliebten Gattin, deren Augen mit aller Zärtlichkeit auf ihm hafteten und diese Augen drangen ihm hinein in die Seele und erriethen auch meist die innersten Gedanken dieser Seele.

„Du bist nicht ganz glücklich!“ sagte sie dann in etwas geziertem Hochdeutsch.

Wie aus einem Traume erwachte er da, zog das geliebte Weib an seine Brust und sagte:

„Was will ich mehr auf dieser Erde! Ich besitze Alles, was glücklich machen muß: ein liebendes Menschenherz!“

Durch ihre Liebe und Sorgfalt suchte Corona auch die Kluft auszufüllen, die, wie sie fürchtete, zwischen ihrer und Felix' Bildungsstufe lag. Aber auch äußerlich wollte sie ihm näher kommen. Als sie dieser einmal mit nach der Stadt nahm, wollte sie sich ihm zu Gefallen städtische Kleidung anschaffen, doch Felix bat sie, davon abzustehen. Er fand, daß das werthvolle Mailänder Kopftuch und der prächtige Shawl, den sie trug, sie besser kleiden, als all' die städtischen, oft geschmacklosen Moden, in denen ihm seine Corona entfremdet würde.

Und da er merkte, daß diese sich auch bemühte, mehr nach der Schrift zu sprechen, so bat er sie wieder, an ihrem gewohnten Dialekte festzuhalten. Durch die Aufnahme einiger hochdeutscher Wörter in den Dialekt werde der Charakter desselben verfälscht und erhielte dadurch auch der Sprechende eine gewisse Geziertheit, die ihm durchaus nicht zum Vortheil gereiche. Er bat sie dringend, sich hierin keinerlei Zwang anzuthun, sondern ganz die Corona zu bleiben, wie er sie seit seiner Jugend kannte; die sei und bliebe ihm allein das liebste und köstlichste Gut seines Lebens.

So konnte es nicht fehlen, daß sich das junge Weib vollkommen glücklich fühlte, und als sie Felix beim

Herannahen des Frühjahrs den ersten Strauß selbstgepflückter Schlüsselblümchen auf den Schreibtisch stellte, konnte sie mit Recht sagen:

„Bei uns is's Frühling g'wen 'n ganzen Winter, jetzt kimmt der Lanks (Lenz) aa über d'Wiesen ganga, und 's erst', was er bringt, du sollst es hab'n!"

Die alten Eltern in Engelburg wurden sowohl von Felix, als Corona sehr häufig besucht, und jene freuten sich innig über das Glück des jungen Ehepaares, denn auch die alte Bergerin war nun mit der neuen Sachlage vollkommen ausgesöhnt.

Weniger entzückt vom nahenden Frühling, als Corona, war heuer Nannerl, Felix's Schwester. Sie erschrak förmlich, als sie den Kukuk zum erstenmal rufen hörte, denn die Tage rückten heran, wo der Müllerfranzl sich bei seinem Regiment in Passau stellen mußte, und als es wirklich zum Abschied kam, da flossen viele heiße Thränen nicht nur aus des Mädchens Augen, sondern auch aus jenen der alten Frau, die den Burschen schon so lieb gewonnen hatte, als wäre er ihr eigener Sohn.

„Gebt's Enk nur g'rad'," tröstete Franzl, „Passau is ja nöd aus der Welt; diermal kimm i schon auf an' etli Tag' in Urlaub, und wenn i Posten steh' oben auf 'n Oberhaus, so siehg i ja her da auf Engelburg, und i woaß 's g'wiß, du denkst g'rad' anamal an mi, gelt, Annerl?"

„G'wiß!" erwiderte diese. „Aber i hon so viel

Angst. Wird's ja dennast koan Krieg geb'n? Hätt' dir doch dei' Vater an' Einstandsmann 'kauft!"

„Dessel' hätt' mir gar nöd 'taugt," entgegnete Franzl. „Woaßt schon, warum. I thua dös Meine, er muaß dös Seine thuan, und dös is d' Einwilligung zu unserer Hozet. Was Andere aushalten, dös is mir aa nöd z'schwaar. Sei tröst', Deandl — wir halten aus wie Stahl und Eisen, und jetzt laßt's mi geh'n, sunst fang' i selber 's flenna an."

Das Mädchen hatte ihm noch mit einem prächtigen Strauße den Hut geschmückt. Ein herziger Händedruck, ein tiefer, verständnißvoller Blick — und fort war er.

Ach, wie fröstelte sie's. Und doch schien die warme Frühlingssonne vom blauen Firmamente und heiteres Leben war rings umher. Allerorten keimte und sproßte junges Leben auf Flur und Feld, aus den Bäumen, Zweigen und Sträuchern. Im nahen Walde regte sich's an allen Ecken und Enden. All' die lieben Sänger des Waldes waren als Frühlingsboten und Sommergäste wieder gekommen und tausend Liebeslieder klangen durch die Waldesstille dahin. Alles lebte auf voll Lust und Wonne, nur das über den Abschied des Liebsten schmerzerfüllte Mädchen weinte im Stillen heiße Thränen.

Da legte die alte Mutter ihrer Tochter die Hand auf's Haupt und sagte:

„Ohne Abschiedsload gibt's koa' Wiederkömma."

„Ja, wenn's nöd gar so lang' hin waar!" seufzte Nannerl.

Die Alte aber erwiderte:

„Nix is lang' auf dera Welt, als 's Elend und der Wehthoa', wenn eam d' Hoffnung g'storb'n is. Bei dir feit si' no' nix, also leb' auf und überlass' 'n Himmi dös ander'!"

— — — — — — — — — —

Und als es wiederum Herbst geworden und die gefärbten Blätter von den Bäumen fielen, lebte auf dem Steinbauernhofe ein neues Frühlingsglück auf, indem Corona dem beglückten Gatten einen Knaben schenkte. Nun fehlte nichts mehr zum vollkommenen Glück. Aber die Menschen sollen sich auf dieser Erde nicht lange eines solch vollkommenen Zustandes erfreuen.

Der alte Steinbauer, schon früher von auffallender Zerstreutheit, die sonst seine Umgebung belustigte, ward von Woche zu Woche schwachsinniger und flößte den Seinen gerechte Sorge ein. Er versuchte sich noch in Rechenbeispielen, quälte sich entsetzlich mit den einfachsten Aufgaben ab und verfiel hernach stets in eine die Seinen beängstigende Theilnahmslosigkeit.

Die Seppenbäuerin von Ranfels, Corona's Schwester, welche seit des Schwagers Einzug in den Steinbauernhof diesen nie mehr betrat, ließ sich jetzt wieder sehr häufig sehen; nicht als ob sie sich etwa mit den Thatsachen ausgesöhnt hätte, sondern aus Habsucht. Sie hatte nach dem Tode des Vaters noch einen Erbtheil zu bekommen und wollte schon jetzt, da bei dem Steinbauern ein plötzlicher Tod in Folge eines Gehirnschlages nicht ausgeschlossen war, sich über Alles im Hause vergewissern.

Dabei verfuhr sie ebenso taktlos wie roh. Das Familienglück der Schwester ärgerte sie. Trotz all' den Vortheilen, welche in geschäftlicher Beziehung durch Felix errungen worden waren, betrachtete sie diesen stets nur als Eindringling; dazu erregte sie die junge Mutter über Gebühr und als diese einmal in Thränen ausbrach und sich vor der bösen Schwester nicht mehr zu retten wußte, machte Felix von seinem Hausrechte Gebrauch und verbot dem Störenfried sein Haus.

Das war der Anfang zu einer Menge von widrigen Dingen. Die böse Ranfelserin brachte es mit Hilfe eines Advokaten dahin, daß der alte Steinbauer entmündigt wurde und nicht etwa Felix, der das ganze Geschäft leitete, sondern der Seppenbauer, und somit eigentlich dessen Weib, als Vormund aufgestellt wurde.

Es gehörte für Felix viel Selbstverleugnung dazu, das Alles über sich ergehen zu lassen. Der Seppenbauer kam jeden Tag mit anderen Vorschlägen über den Betrieb des Steinbruches. Er fragte jeden Arbeiter, der ihm unter die Hand kam, um seine Meinung und seinen Rath. Diese erlaubten sich mit dem leichtgläubigen Manne allerlei Späße, welche dieser für baare Münze nahm. Seine auf solche Weise erschnappte Gelehrsamkeit ließ er dann vor Felix leuchten und wollte ihn zu den widersinnigsten Dingen veranlassen. Mit diesem war natürlich gleich abgerechnet, aber immerhin wurde Felix auf solche Weise die Freude am Geschäfte verleidet.

Da änderte sich plötzlich die Sachlage, indem der Steinbauer wirklich, wie befürchtet wurde, einem Gehirn=

schlag erlag. Damit brach das Unglück erst recht herein. In Folge unberechtigt großer Erbansprüche der Seppenbäuerin hätte der Gelassenste nicht ruhig bleiben können, und Corona härmte sich nicht wenig über die Unbill, die ihrem Manne in so reichem Maße zutheil wurde. Als endlich durch die beiderseitigen Anwälte eine Einigung herbeigeführt war und wieder Aussicht auf eine bessere Zeit eintrat, ward plötzlich das Kind krank, dessen Lächeln den Eltern oft alle Trübsal hinweggescheucht hatte, bei dessen Anblick sie sich trösteten und wieder neuen Muth gewannen. In unsäglicher Furcht um das theure Leben wachten sie wechselweise an seinem Bettchen, mehrere Aerzte wurden herbeigerufen, Alles geschah, was menschenmöglich, aber das Kind war zu einem Engel bestimmt und seine Seele entfloh zum Himmel.

Corona geleitete es mit dem Gatten an einem rauhen, windigen Märztage zum Freithofe in Fürstenstein, wo erst wenige Wochen vorher der alte Steinbauer Ruhe gefunden. Ohnedem schon kränklich, zog sich die junge Frau bei dieser Gelegenheit eine heftige Entzündung zu, die sie ebenfalls auf's Krankenlager warf.

Da saß Felix ganze Nächte an ihrem Bette und zitterte um das theuere Leben. Die Aerzte gaben wenig Hoffnung. Seine Schwester Nanni, welche die Pflege der Kranken übernommen, suchte ihn vergebens abzulösen. Er harrte geduldig aus an dem Leidenslager seiner Frau und — hoffte auf Genesung. So viel Schmerz auf einmal, meinte er, könne ihm der Himmel nicht zumessen, das wäre zu viel für ein Menschenherz. Und

er betete zum Himmel um Stärke und Kraft, um Hilfe und Erbarmen.

Da lächelte die Geliebte und Felix fühlte einen leisen Druck ihrer kalten Hand.

„Felix!“ hauchte sie, dann stockte ihr Athem und sanft entschlief sie in seinen Armen.

Sein Schmerz machte sie nicht mehr erwachen. Er glaubte, sein Herz müsse ihm brechen, aber ein Menschenherz, wenn es auch erbebt und blutet — das bricht nicht so leicht.

XIV.

Das waren böse Tage und doch blühte es auf Wiesen und Bäumen, und die Lerche jubelte im klaren Frühlingsäther; sie jubelte, da man den mit Blumen überdeckten Sarg zum Friedhofe in Fürstenstein überführte, und blau wölbte sich der Himmel über dem Frühling der Erde. Es war wie ein Hohn auf Felix's verdüstertes Gemüth. Für ihn wäre rauher Wintersturm und grau bedeckter Himmel weniger widerspruchsvoll gewesen. Doch murrte sein Herz nicht. Unerwartet, wie aus lichten Höhen niedersteigend, hatte sich ihm das Glück zugeneigt, plötzlich hatte es sich wieder von ihm gewendet. Nichts ist ja unbeständiger als Erdenglück. Es wäre leichter zu verschmerzen gewesen, wenn mit diesem Verluste nicht auch ein Stück seines Herzens losgerissen worden wäre. Sein reines Gemüth erbebte bei dem Verluste des theueren, geliebten Weibes, das mit ihm gefühlt und mit dessen Tod ihm auch ein Theil seines eigenen Ichs gestorben schien. Es war die zweite große Täuschung im Leben des trauernden Mannes. Das erstemal starb ihm das höchste Himmelsgut, nach

dem er gestrebt, das zweitemal das höchste Erdenglück, sein Weib. So kam er sich unendlich arm vor, als er am Grabe stand, und als die dumpfen Töne der Erdschollen, die auf den Sarg geworfen wurden, an sein Ohr drangen, wünschte er nichts sehnlicher, als mit der Heimgegangenen schon heute wieder in der Ewigkeit vereinigt zu sein. Er bat Corona's Schwester und deren Mann, beim üblichen Leichentrunke seine Stelle zu vertreten. Er suchte die Einsamkeit auf.

Er ging hinaus in die unweit des Schlosses beginnende Waldung.

Hier befindet sich ein wahres Naturwunder, der sogenannte „Stein", eine Felswand mit mehreren Vorsprüngen aus ungeheuren Granitquadern in fast ebenmäßig über einander geschichteter Lage senkrecht aufgethürmt in einer Regelmäßigkeit, als wäre sie nach dem Senkblei gemauert. Die Verhältnisse dieses Naturbaues sind über alle Vorstellung großartig und die Schöpferin derselben scheint mit ihrem Riesenwerke die Gebilde der schwachen Menschenhand verspotten zu wollen.

Rings umher liegen riesige Granitblöcke zerstreut, die zweifelsohne von einem Bergsturze herrühren, von dem jene merkwürdige Wand ein Ueberrest ist.

Hier auf diesem Felsen ließ sich der junge Mann nieder. Seine Blicke waren lange Zeit auf dieses Zerstörungswerk der Natur gerichtet und ein Funken von Trost tauchte in ihm auf bei dem Gedanken, daß Alles, Alles, was wir sind und was in uns ist, alles Irdische dem Verfalle preisgegeben ist. Nur Eines erschien ihm

unvergänglich: das Göttliche — das Wort des Herrn. Gleich jenen wirren Felsentrümmern schien sein Erdenglück ihm zu Füßen zu liegen, doch der Blick gen Himmel stand ihm frei.

Solche Stunden des Schmerzes nahe dem frischen Grabe, in welchem sein Theuerstes ruht, sind gleichsam die Bildner der Charaktere. Was man an Glück verliert, gewinnt das Herz an Werth. Das Glück macht oft stumpf, der Schmerz führt die Geister zur Erkenntniß, den richtigen Weg zur Geistesfreiheit zu gewinnen und spornt sie an zu edlen Thaten.

Merkwürdig getröstet schlug Felix den Rückweg ein. Nicht mehr so trübe wie zuvor erschien ihm die Welt, die wir ja stets nur in dem Lichte sehen, das wir in uns tragen, und eine innere Stimme sagte ihm:

„Frisch auf! Der alte, treue Gott lebt noch für jeden braven Menschen, auch für dich!"

Felix kam zur Wohnung seines Freundes, dem er jetzt danken wollte für den warmen, herzlichen Nachruf, den er seiner Gattin am Grabe gewidmet. Der Geistliche war im Kloster und Felix wollte im Garten seiner warten.

Wieder saß er unter der tausendjährigen Linde wie damals, als jene unerwartete Wendung in seinem Leben eingetroffen. Damals war sie vom Herbstwinde schon theilweise entblättert, heute aber erschien sie in ihrem Lenzesschmucke wie verjüngt. Und rings herum war Alles Duft und Blüthe, dazu die wundersame, feierliche Stille, gerade wie damals, als er nach seiner Wieder=

genesung hier verweilte und sein Herz begeistert wurde für das hohe Ziel, das er sich gesetzt. Und als sollte die Erinnerung an jene Stunde noch lebendiger werden, tönte aus der nahen Kirche der schöne Gesang der Nonnen von Fürstenstein.

Wie beruhigend wirkten diese Töne auch jetzt wieder auf sein Herz. Der Schmerz um Corona hatte sich in Wehmuth verwandelt, der Zorn über die habsüchtigen Verwandten in verächtliches Mitleid. Wie ekelte ihn der ihm bevorstehende Erbschaftsstreit an! Was lag ihm an Geld und Gut, da er nun wieder allein stand auf der Welt. Was sollte er sich überhaupt noch einer Beschäftigung unterziehen, die stets sein Herz kalt gelassen und für die er nicht herangebildet war.

Wieder stand das einst so heiß ersehnte Ziel vor seinen geistigen Augen. Er erröthete zwar bei dem ihm kühn erscheinenden Gedanken an dasselbe, denn dieser Gedanke, der ihn wie ein Blitzstrahl durchzuckte, war von dem Wunsche begleitet, selbst jetzt noch dasselbe erreichen zu können.

Sein ganzes Wesen schien plötzlich verändert, aus seinen Augen blitzte die Kühnheit dieses Entschlusses und sein bis jetzt von Gram gebeugter Körper richtete sich auf voll Würde und Männlichkeit.

„Ja," sagte er, da der Gesang der Nonnen noch in seinem Innern nachklang, „damals, als ich diesem frommen Gesange ebenso gelauscht, habe ich mich berufen gefühlt, den Frieden Gottes der Welt zu verkünden. Ein Sturmwind hat mich von der betretenen Bahn ins

wogende Leben geschleudert, wo das Glück nur erlogen wohnt, das nur zu finden ist im Aether des Gedankens, dort ober den Sternen. Heute fühle ich wieder, wie in jener Stunde, das Leben hat nur dann noch Reiz für mich, wenn ich mich nützlich machen und den Menschen den Weg ebnen kann zu wahrem, unvergänglichem Glück."

In solchen Gedanken traf ihn sein würdiger Freund, der Beneficiat. Er war nicht zu sehr überrascht von diesem Entschluß. Schon seit Corona's schwerer Erkrankung gab er sich hin und wider dem Gedanken hin, wie es wohl Felix ergehen würde, wenn der Tod dieses schöne, glückliche Band löste. Bei der Abneigung der nächsten Erben gegen ihn mußte seine Stelluug eine sehr schwierige werden. Der Steinbauernhof ging, da Corona's Kind gestorben war, in den Besitz der Schwester über, und Felix konnte nicht auf Gnade und Ungnade dort verbleiben. Felix war nicht darnach angelegt, sich von den ungebildeten Bauern nur dulden zu lassen, er würde es vorziehen, seine unterbrochenen Studien wieder aufzunehmen, und der Beneficiat rechnete bei Felix' weichem Gemüthe bereits mit dem Falle, daß er sich dem geistlichen Stande wieder zuwenden könnte. Und als der Trauerfall wirklich eingetreten, dachte er bereits sorgend für den Freund, um diesen, falls er sich in seiner Annahme nicht getäuscht, mit seinem Freundesrathe zur Seite stehen zu können.

Seit einigen Wochen war nämlich ein Studienfreund des Beneficiaten, ein Missionspriester, aus dem apostolischen Vicariate von Nord-Minnesota, aus den Ver-

einigten Staaten von Nordamerika in seiner Heimat Grafenau zum vorübergehenden Besuche anwesend. Bei dessen jüngstem Besuche auf Fürstenstein berathschlagte der Beneficiat mit ihm, wie Felix eintretenden Falls zu helfen wäre, und der Missionär erklärte sich bereit, den jungen Mann nach seinem Vicariat mitzunehmen, wo ihm Gelegenheit geboten wäre, seine theologischen Studien zu vollenden, unter der Voraussetzung, daß er ebenfalls Missionär würde.

Der sorgende Freund hatte nicht falsch geahnt. Felix kam ihm mit augenscheinlich wieder vollkommen erlangter Fassung entgegen und reichte ihm zum Gruße die Hand.

„Wie kann ich mit Worten danken,“ sagte er, „für . . .“

„Nichts von Dank, mein Freund!“ unterbrach ihn der Priester. „Lassen wir die theuere Todte ruhen; sie schaut vom Himmel auf Sie herab und sendet Ihnen Segen und Stärke.“

„So ist es!“ entgegnete Felix; „sie hat mir Beides schon gesandt. Ich fühle mich wieder Mann und auch mein Entschluß ist gefaßt.“

„Ich kenne diesen Entschluß,“ entgegnete der Geistliche. „Ihr früheres Ziel schwebt Ihnen vor, Sie wollen nun wieder Priester werden?“

„Ja, das will ich!“ lautete die Antwort. „Glauben Sie, daß mir dies möglich wird?“

„Ich zweifle nicht daran,“ antwortete der Gefragte. „Freilich dürfte es hier in der Heimat schwer fallen.

Aber ich erinnere mich Ihrer Begeisterung für die Missionen. Wenn Sie sich entschließen könnten, unserem Landsmann, dem Missionspriester Pater Bernhard nach Amerika zu folgen, so würde dort Ihr Wunsch ermöglicht. — Ich habe bereits sein Wort, für Ihre theologische Ausbildung in seinem Vicariat Sorge zu tragen. Sie müßten aber ein Missionspriester werden, was immerhin reiflich überlegt sein will. Heute ist kein solcher Tag zu ruhiger Ueberlegung. Lassen Sie uns in den nächsten Tagen darüber berathen, wenn auch Pater Bernhard wieder hier sein wird. Prüfen Sie sich bis dahin, ob Sie einen solchen wichtigen Schritt zu unternehmen im Stande sind, denn dazu gehört Muth und Kraft und Selbstverleugnung."

„Wenn nichts weiter dazu gehört," erwiderte Felix zuversichtlich, „so werde ich mein Ziel erreichen. Aber ich werde mich prüfen und werde mir Rath erholen an Corona's Grab. Ihr Geist wird mich umschweben und mich das Rechte finden lassen. Ihr Geist spricht schon jetzt zu mir: „Folge dem Wunsche deines Herzens!""

XV.

Als Felix am Grabe der Gattin wieder anlangte, sah er dort den alten Hadernsammler sitzen. Dieser war wegen Krankheit mehrere Monate nicht mehr in die Gegend der Waldschlösser gekommen. Er hatte den Steinbauernhof „im Glück schwimmend“ zum letztenmale verlassen und heute unter solch' düsteren Verhältnissen wieder getroffen. Er konnte sich sagen, daß er das Glück habe mitbegründen helfen, das nun in Trümmern lag.

„Mei',“ sagte er zu Felix, „es gibt viel auf der Welt, was a Haderlumper nöd begreift, aber so viel is g'wiß, a Vaterunser von an' Haderlumper is so viel werth, wie dös von an' gnä' Herrn und weiter kann i da nix sag'n und nix denken. Nur so viel woaß i, daß mir 's Singa verganga is für mei' Lebta, daß 's Zeit is, daß i mir aa r an' Oertl suach, wo i mi langsam z'todt sterb'n kann. I geh', i laß Enk alloa',

Herr; i hon schon viel G'wicht auf mein Buckel trag'n, aber dös Load von Enk is tausendmal schwerer. Tragt's es, tragt's es; g'ringer wird's nöd, aber g'wöhna thuat's es mit der Zeit, und 's Unglück will aa g'wöhnt sei', so guat, wie 's Glück. Der Herr gib ihr die ewi' Ruah!"

„Amen," sagte Felix und drückte die zitternde Hand des Alten.

Dann stand Felix lange allein an dem Grabe seiner Theueren. Gestärkt ging er von dannen. —

Ein Lebensabschnitt lag hinter ihm. Er blickte nach vorwärts und hoffte auf den Himmel.

Unwillkürlich lenkte er die Schritte nach seinem heimatlichen Häuschen. Dort suchten ihn die alten Eltern zu trösten, die sich bei der Beerdigung nicht betheiligen konnten. Aber sie hatten mit ihm gelitten, mit ihm geweint. Die Ruhe dort that ihm so wohl und es war, als ob der alte Vater seine Gedanken errieth, denn er sagte:

„Bleib' bei uns, Felix, bis d' wieder tröst' bist. Drent am Hof hast eh' nur Aerger und Verdruß. Der Wenzel hat's schon hoambracht, daß 's überall hoaßt, der Seppenbauer und sei' Wei' wer'n durt d' Regenten und du müaßt wieder abziag'n, so arm, wie's d' gewesen bist, weilst übersehgn hast, an' Heirathsvertrag z' machen. I halt' aa dafür, daß 's a so wird, weil 's halt ös studierte Leut' in solche Stucken nöd so g'scheid seid's wie der dummste Bauer, der d' Heirath als a G'schäft betreibt, aber aa nacha nöd 's Nachschaugn hat. So,

dös hon i dir sag'n müassen. Wennst wieder heirathst, so bi (sei) aa so g'scheid wie 'r a G'scheerter."

Die alte Frau wollte ihren Mann wegen dieser Rede auszanken, aber Felix wehrte ihr ab und meinte, der Vater habe im Allgemeinen Recht, aber er habe weder vorher an solche Fragen gedacht, noch könne er jetzt darüber betrübt sein. Und er theilte den Eltern seinen Entschluß mit, Pater Bernhard nach Amerika zu begleiten.

Er glaubte, von Seiten der Eltern auf Widerspruch zu stoßen, dagegen aber faltete die Mutter die Hände und blickte wie betend zum Himmel.

„So soll si' mei' Traam dennast erfüll'n," sagte sie. „Oft, oft hon i di g'seh'n im Traam, wirst als Primiziant 'n Segen geb'n hast, und da is 's mir so wohl wor'n um's Herz und so leicht im Gmüath, wie's mir niemals no' g'wen is im Leben."

„Aber 's Amerika is weiter weg, als d' Passauer Stadt," warf der alte Stelzfuß ein „Da geht's über's Wasser, und wer woaß denn, wie's oft stürmt und Alles z'grund geht."

„Ja, ja, da hat der Vater recht," versetzte die Mutter jetzt wieder besorgt. „Wenn's an' Unglück gebet?"

„Unglück gibt's auf dem Festlande so viel wie auf dem Meere, dem weicht der Mensch nirgends aus," tröstete Felix. „Ich hab's erfahren. Ich hab' nur ein Bedenken, wer für euch sorgt, wenn ich nicht da bin."

„I sorg' dafür!“ rief Wenzel, der kurz vorher in die Stube getreten war.

„Aber wenn du heirathest?“ fragte der Bruder.

„Dös hat kaa G'fahr!“ antwortete Wenzel. „I mach's, wie der Tuschl von Söldenau; i bleib alloa! So lang i mein' festen Arm hon und 'n Stoaschlegel führ'n kann, hab i an' Bodeanst und der g'hört den Eltern. Es g'langt für uns Alle. Geh' du dein' guaten Geist nach, Bruada, geh' vor Allem fort vom Stoabauernhof, denn i kann's nöd ansehg'n, wenn der dumme Seppenbauer 'n Herrn spielt und du sein Schreiber. Alles macht si über eam lusti. Paſſ' auf, dös ganze schöne G'schäft, dös du jetzt so flott herg'richt hast, geht durch den sei' Dummheit z'grund.“

Da kam Nanni weinend zur Thür herein. Sie hatte Corona in den letzten Wochen voll Aufopferung gepflegt. Die vom Leichentrunk heimkehrende Seppenbäuerin hatte sie soeben mit derben Worten nach Hause geschickt. Das Wort „Bettelpack“ hatte hierbei eine bedeutende Rolle gespielt.

Auch die Schwester suchte Felix zu trösten. Wie lange nicht mehr saßen die Bergersleute mit ihren Kindern zusammen im ärmlichen, aber trauten Heim, und Felix fühlte sich so beruhigt, weil er ja von Corona erzählen konnte und von der Schwester wiederum nur Liebes über sie hörte, daß er sich wirklich entschloß, gar nicht mehr auf den Steinbauernhof zurückzugehen, sondern in seinem kleinen Stübchen sein Nachtlager zu suchen. Dort fand sein Herz Ruhe und sein Gemüth konnte sich

aufrichten an der Liebe und aufrichtigen Theilnahme der Seinigen.

Als nach einigen Tagen, die meist unangenehmen Geschäften bestimmt sein mußten, des Beneficiaten Freund, der Pater Bernhard, in Fürstenstein zum Abschiedsbesuche zukehrte, war dieser sofort bereit, den Wunsch des Felix zu erfüllen und ihn mitzunehmen in sein Vicariat nach Minnesota.

Felix's Mutter hatte nun freilich wieder Bedenken, aber der für sein neues Vorhaben begeisterte Sohn beschwichtigte sie mit der schönen Hoffnung, daß er nach vier Jahren wiederkehren würde als Priester in die Heimat, um hier seine Primiz (das erste heilige Meßopfer) zu feiern. Daß er dann wieder fort müsse, um als Missionär seine Wirksamkeit zu beginnen, verschwieg er vorerst den alten Eltern.

Mit ihrem Segen begleitet, trat er seine Reise an. Nicht um irdische Reichthümer zu sammeln ging er in die Neue Welt, sondern er strebte nach geistigen Gütern, und seine von den Thränen des Abschiedes feuchten Augen leuchteten auf bei der Hoffnung des zu erreichenden hohen Zieles.

Der Steinbauernhof nebst Steinbruch gingen erbschaftsweise an Corona's Schwester über und bei der großen Einnahmsquelle des Geschäftes fand sie es für räthlich, den Ranfelserhof durch Dienstboten verwalten zu lassen und mit ihrem Bauern ganz nach Steining überzusiedeln. Der Seppenbauer spielte jetzt den Prinzipal mit der Zipfelhaube. Vom Rechnen verstand er freilich

wenig trotz der Rechenmaschine, aber er hielt sich für außerordentlich schlau, und nichts schien ihm leichter, als ein im flotten Betrieb sich befindendes Werk weiter zu führen. So lange die durch Felix abgeschlossenen Lieferungen fertig zu stellen waren, ging es auch ganz gut. Er und sein habsüchtiges Weib wühlten nur so im Gelde herum, um das sie sich gar nicht zu plagen brauchten. Da war jede Jahreszeit Ernte — man brauchte nicht zu säen und hatte nichts zu fürchten von Hagel und Trockenheit; die Steine brauchten nicht erst zu wachsen, sie lagen draußen im Bruche, durften nur abgeschossen, zurechtgehauen, fortgefahren und bezahlt werden. Dazu, meinte der Seppenbauer, braucht man nicht erst zu wissen, was 66 mal 99 sei — denn Alles gehe wie „g'schmiert".

Aber er sollte bald erfahren, daß Schlauheit ohne Kenntnisse nichts werth sei. In Wien fand eine Ausschreibung auf eine große Anzahl von Pflasterwürfeln statt. Der Werkführer machte den Herrn Springer, dies war der Schreibname des Seppenbauern, darauf aufmerksam und rieth ihm, sich dabei zu betheiligen. Dem Sepp war das ganz recht, sah er doch bei dieser Gelegenheit einmal „'s Weanastadtl", und sein Weib, die Barbara, mußte auch mit. Der Werkführer legte ihm zwar nahe, daß es besser wäre, ihn als Sachverständigen mitzunehmen, da bei diesem Geschäfte es sehr auf Kreuzer und Pfennig ankomme, die sich bei der Masse in Tausende von Gulden verwandelten und es sich hauptsächlich auch um den Transport handle, bei

welchem aller Gewinn auf der Straße liegen bleiben könne, wenn man nicht genau Alles erwäge. Aber der bäuerliche Prinzipal rechnete mit seinem Weibe aus, wie hoch sich die Reisekosten des Werkführers beliefen — und da kamen sie zu dem Entschlusse, diese lieber zu ersparen und sich auf ihre eigene Schlauheit zu verlassen. Dem Werkführer blieb nichts übrig, als dem Herrn mehrere Steinmuster mitzugeben und ihm wiederholt an's Herz zu legen, daß er sich ja auf keinen weiteren Transport als bis zur Donau nach Windorf einlasse und nur um den ihm bezeichneten niedrigsten Preis verkaufen dürfe.

Der Seppenbauer und sein Weib traten die Reise mit einer Gipsplätte von Vilshofen aus an, deren Eigenthümer sich bei ihm einzuschmeicheln suchte, indem er ihn nur als Herr Springer titulirte und der ihm auf's Angelegentlichste anrieth, falls er bei der Submission den Sieg davon tragen wolle, die Preise loco Wien zu stellen und ihm den Transport dorthin zu überlassen. Sepp leuchtete das als praktisch ein, er versprach dem Landsmann, nach seinem Rathe zu thun und bat ihn auch, in Wien sein Begleiter zu sein, damit er und sein Weib sich nicht verliefen.

Bei der Vergebung fanden sich im Ganzen nur drei Steinlieferanten ein. Da sie von Sepp sofort erfuhren, welch niederen Preis er gesetzt, zogen sie ihre Offerte zurück und überließen dem Seppenbauern allein das Feld. Als Sepp dieses merkte, bemächtigte sich seiner ein förmlicher Siegestaumel und damit ihm

Niemand mehr das Geschäft entwinden könne, ließ er sich sein Offert nochmals zurückgeben und durch einen Schreiber den Preis per Stück noch um fünf Kreuzer herabsetzen.

„Durch d' Masse kimmt's ja wieder eina!“ sagte er zu seinem Weibe, die ihn darauf aufmerksam machte, wie dies ganz unnöthig, indem er ganz allein am Platze und ihm das Geschäft ohnedies gewiß sei.

Aber Sepp meinte: „Schlau muaß ma' sein — iatz woaß i 's gewiß, der Schimmel kimmt mir nimmer aus!“

Er kam ihm auch nicht mehr aus. Seine Steinmuster waren vorzüglich schön, der Preis unglaublich billig und — Herr Springer von Steining erhielt die Lieferung von zwei Millionen Pflasterwürfel loco Wien zugeschlagen. Es handelte sich um ein Geschäft von einer halben Million Gulden.

„Was kost' die ganz' Weanastadt!“ rief Sepp übermüthig aus. Der Plättenbesitzer führte ihn und sein Weib zu Wagen und zu Fuß überall herum, selbst ins Theater, wo sich glücklicherweise kein Streit entspann, der den Sepp zum Davonrennen hätte veranlassen können. Sein Weib ließ sich in einem Modegeschäft neue Kleider aufschwätzen und war nun auf einmal, „Gnä' Frau!“ Der Sepp aber vertauschte seine „Langlederne“ und den Janker mit einem noblen, seinem Geschmack entsprechenden gelben Sommeranzuge und per Eisenbahn dampften sie in die Heimat zurück.

„Wern dö Augen machen dahoam, wenn s' uns sehgn!“ sagte Sepp, schmunzelnd seinen gelben Sommeranzug bewundernd.

Die schauten freilich, aber sie lachten auch, und als der Werkführer den Geschäftsabschluß erfuhr, schlug er die Hände über dem Kopf zusammen und nannte den Herrn, allen Respekt vergessend, geradezu einen — Esel. Diese freimüthige Aeußerung trug ihm sofort seine Entlassung ein. Ein Anderer, der früher als Steinhauer beschäftigt war, wurde als Führer angestellt und derselbe beauftragt, die Würfel so billig als möglich anfertigen zu lassen.

Nun begann ein reges Geschäft. Der Seppenbauer schaffte sich mehrere Fuhrwerke an, um den Transport nach der Donau selbst zu bewerkstelligen. Monatlich mußten über hunderttausend Stück dorthin gefahren werden, Tausende von Gulden gingen ein und Tausende aus, aber das Letztere war öfter der Fall, als das Erstere. Die Lieferung brachte Sepp wohl nach und nach fertig, aber er wurde auch fertig mit all' seinem Baargeld und dem Steinbauerngute, das er nebst dem Steinbruch schließlich verkaufen mußte, um die Ausstände zu decken.

Ein Jahr nach der Uebernahme des Gutes fuhr er mit Barbara, seiner Frau, die nun wieder bäuerliche Kleidung trug, zurück nach seinem Hof in Ranfels. Die Rechenmaschine steckte hinten im Wagen.

Alt und Jung waren sie zum Gespötte geworden.

„Du bist d'ran schuld,“ sagte Sepp zu seinem

Weibe. „Warum hast so lang benzt (genergelt) bis der Felix auf Amerika is.“

„So, mir möcht'st d'Schuld geb'n?“ eiferte Barbara. „Warum bist so dumm und kannst nöd roaten?“

„Was kann i nöd?“ rief Sepp. „I nöd roaten könna! Soll i dir auf oan Schlager sag'n, was 66 mal 99 is?“

„So sag's!“ erwiderte das Weib höhnisch.

„Jetzt mag i extra nöd!“ rief er trotzig; „g'rad' weilst es hab'n willst, extra nöd!“

XVI.

Felix hatte aus Amerika schon öfter Nachricht geschickt. Das waren stets Freudentage im stillen Bergerhäuschen, wo sich die alten Eltern einer leidlichen Gesundheit erfreuten. Wenzel ließ es ihnen an nichts mangeln und Nanni sorgte in kindlich liebender Weise für sie.

Auch sie hatte manches Brieflein in ihrem Kästchen aufbewahrt, das ihr der Müller Franzl von Passau herausgesandt und worin er sie stets seiner treuen Liebe versicherte. Die Zeit rückte heran, wo er seine dreijährige Dienstzeit vollendete. Beide hatten sich wohl von Zeit zu Zeit, wenn auch nur für kurze Stunden, gesehen, aber da schwebte ihnen beim Willkomm schon wieder die Trennung vor und sie kamen zu keiner rechten Freude. Jetzt aber war es zu Ende mit der Trennung, Franz kam in ständigen Urlaub zurück. Er hatte nach des Vaters Wunsch gethan, nun war es an dem Vater, nach dem Wunsche des Sohnes zu handeln und dieser hieß: ein Ersatzmann für die restliche Dienstzeit und die

Erlaubniß, das Berger Annerl als Müllerin heimführen zu dürfen.

Der alte Müller hatte diese Forderung längst vorausgesehen. Er hatte das Mädchen wohl im Auge behalten, hatte überall nur Gutes von ihm gehört und ließ auch keine Gelegenheit vorübergehen, mit demselben zu sprechen. Er fand selbst Wohlgefallen an Nannerl und freute sich schon im Stillen, bald eine solche Schwiegertochter auf die Mühle zu bekommen. Er wollte sich das Anfangs nicht anmerken lassen, doch je näher die Zeit heranrückte, die Franzl's Dienstzeit beendigte, desto zwangloser gab er sich, und als dann der Sohn die Genehmigung zum Verspruche mit seinem Annerl einholte, da neckte ihn zwar der Vater etwas, sagte ihm aber dann:

„I enterb' di, wennst mir's Annerl nöd bringst. Jetzt woaßt, wie'r i g'stimmt bin."

Sofort war er auch bereit, für seinen Sohn nach Engelburg auf die Frei zu gehen, und verursachte dadurch im Bergerhäuschen großen Jubel.

Die Schule in der Kaserne hatte aus Franzl einen rechten Mann gemacht und er war stolz darauf, seine Schuldigkeit für's Vaterland gethan zu haben.

Aber dieses forderte plötzlich noch mehr von ihm, als ein dreijähriges Garnisonsleben. Düstere Wolken zogen sich am politischen Horizont zusammen und die Schreckensbotschaft „Krieg" ging durch's Land. Und der Müller hatte noch keinen Ersatzmann gekauft! Eiligst wollte er das Versäumte nachholen, nach Passau reisen

und um jeden Preis einen solchen ausfindig machen, aber Franzl war anderer Meinung.

„I müaßt mi ja dennast vor mir selber schaama, wenn i an' Soldaten nur g'spielt hätt', so lang's Leberknödl in der Kasern und Stadtwachen geb'n hat, und wenn i jetzt, weil's a G'fahrniß gibt, an' Andern dafür zahlet," sagte er. „Dös thuat koa' Waldlerbua! Der stellt anamal sein Mann in der G'fahr, und i stell' 'n aa!"

„Aber denk' dennast an dei' Hochzeiterin!" rief der Vater. „Du därfst nöd in Krieg, i leid's nöd und 's Annerl leid's aa nöd!"

„Na, na, Vater," entgegnete Franzl, „du hast g'rad Angst für mei' Leb'n. Aber du hast mir von Jugend auf g'sagt: stell' dein' Mann in der Welt und du bist g'ehrt! Und i will 'n stell'n!"

„Du bist mei' oanziga Suhn — es geht nöd!"

„Du hast mi als oanzigen Suhn zum Militär lassen, Vater, du bist, wirst schon oft g'sagt hast, stolz auf mi, du sollst stolz bleiben. I mag, i kann koa' Lä'feigen (Feigling) machen, dös kannst nöd verlanga!"

Der Müller holte in seiner hellen Verzweiflung Nannerl als Beihilfe, aber da hatte er die Sache für sich nur verschlimmert, denn als ihr Franzl seine triftigen Gründe mittheilte und ihr freistellte, ob sie einen Feigling oder einen Mann zum einstigen Gatten wolle, war Annerl nicht lange im Zweifel, sondern sagte:

„Franzl, folg' dein' Herzen. Wird di ja dennast der Himmi b'schützen und di wieder hoambringa zu uns. Aber es is ja no' gar nöd g'wiß, ob's an' Krieg gibt."

„Dös is schon g'wiß!“ rief der eintretende Gemeindediener, dem Müller ein Schreiben überreichend. „Z' Tittling is schon Alles rebellisch. Alles muß einrucken, glei', heunt' no'!“

Das Schreiben enthielt in der That die Einberufung Franzl's. Der Gemeindediener entfernte sich eiligst wieder, denn er hatte sämmtlichen Urlaubern den Einberufungsbefehl zu bringen. Nun war es zu spät, für Franz einen Ersatzmann zu stellen, selbst wenn dieser es gewollt hätte.

Sämmtliche Urlauber seiner Gemeinde ließ der Müller am andern Tage auf einem Leiterwagen nach der Stadt fahren. Das war eine schwere Stunde des Abschiedes für die Zurückbleibenden und fast ein trostloser Zustand, denn in solchen Momenten verschwimmt alle Zukunft vor den weinenden Augen der Seele und des Körpers.

„I will beten für di, mei' liaba Bua!“ sagte Nanni unter Thränen.

„Dös thua!“ versetzte Franzl, „und will's Gott, daß i nimmer kimm, so denk', i bin an' Ehrentod g'storb'n, und unser Herrgott wird di tröstn. B'hüt' Gott, b'hüt' Gott!“

Im nächsten Augenblick sauste der Wagen davon.

Laute Juhus ertönten aus der Reihe der fortziehenden Burschen. Bald waren sie den Augen der Zurückbleibenden entschwunden, die ihnen nachwinkten und nachriefen, so lange sie glaubten, daß man sie höre.

Dann ward es still und unwillkürlich hatten sich Alle auf die Kniee geworfen, um für das Wohl der in den Krieg ziehenden Söhne und Brüder ein kurzes, weihevolles Gebet zu verrichten.

Jene aber zogen wenige Tage später, Mitte Juni 1866, mit frischem Muthe, wenn auch mit getheilten Empfindungen, in den Krieg, den letzten, wo Deutsche gegen Deutsche kämpften.

Bevor die Leute sich nach ihren Dörfern und Einöden zerstreuten, wurden sie noch durch ein anderes Ereigniß überrascht. Auf demselben Wege, auf welchem die braven Burschen dahinfuhren, kam ein Mann gegen Polling zugeschritten. Er trug, obwohl die Junisonne heiß herniederstrahlte, einen dicken Mantel. Das fiel jedoch nicht auf, denn dieses Kleidungsstück ist im Walde das ganze Jahr über in Mode, wohl aber wollten Viele in der Art des Ganges und in seinem ganzen Wesen den Kernbauern Gidi von Egging erkennen. Man rechnete nach, er hatte im Herbste 1862, also vor beinahe vier Jahren, seine Strafe angetreten, es konnte also ihre Annahme richtig sein.

Hohnlächelnd hatte Gidi zu den ihrer Ehrenpflicht Nachgehenden aufgeblickt, von keinem war er eines Grußes gewürdigt worden.

„Wart's nur, ös Commißbrodfresser, ös Kanonafuatta, ös seid's schon höflicher gen mi, wenn i wieder 's G'selcht außihäng' für d' Thür," brummte er ihnen nach, „da kömmt's schon wieder. D' Hauptsach' is, i hon a Geld. Was liegt mir an der Ehr! Und wohl

sein will i mir 's lassen auf dös Hundsleben auffi, g'rad wohl sein, und auf koan Menschen mirk i auf!"

Unter solchen Gedanken schritt er gegen Polling zu, durch welches Dorf er gehen mußte, um zu seinem Hofe zu gelangen.

Als ihn da die Leute neugierig betrachteten, sagte er roh:

„Schaugt's mi nur an — i bin's schon! I brauch koan Grüß Gott von enk, i gib enk aa koan!"

Und höhnisch lachend schritt er weiter.

Da holte er einen alten Häusler ein, der auch gerade unter heißen Thränen seinen Sohn in den Krieg entlassen hatte. Dieser grüßte den Burschen und Gidi ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Es verlangte ihn darnach, bei seinem Wiedereintritte in die Heimat über Manches unterrichtet zu werden, denn es war seit Jahren keine Kunde zu ihm gedrungen und bis zu dieser Stunde hatte er keinen Bekannten gesehen.

„No', wie geht's zua am Stoa'bauernhof?" fragte er zu allererst. „Lebt der alt' Hampler no'?"

„Beilei!" antwortete der Häusler, „der is scho' sitta zwoa Jahr' todt."

„Ja no, warum soll der nöd aa sterb'n?" versetzte Gidi. „Hat sei' Tochter a Kind?" fragte er dann nicht ohne Erregung.

„Beilei!" lautete die Antwort. „Dös oanzige Kind is scho' sitta zwoa Jahr' g'storb'n."

Ueber Gidi's Gesicht flog ein Zug der Schadenfreude.

„No', da wird sie si' kränkt ham, d' Frau von dem Studenten?"

„O mei, dö arm' Frau is scho' sitta zwoa Jahr' g'storb'n," berichtete der Häusler.

Da packte ihn Gidi an der Schulter und hielt ihn zum Stillstehen an.

„Was red'st für an' Stiefel?" schrie er. „D' Corona moan' i, nöd ebba d' Bergerin von Engelburg."

„Grad d' Corona moan i, 'n Stoabauern sei' Tochter. Mei', sie is so viel glückli g'we'n mit ihran Kinderl. Aber dös hat an' Engerl wer'n müassen und is ganz gaach dahin. D'rüber hat si' d' Muatta a so a'g'rämt (abgegrämt), daß 's kränkli wor'n is, und ehst die umg'schaut hast, kimmt 's ins Sterben — und stirbt furt. Gott tröst' ihra arme Seel'!"

Gidi's ohnehin blasses Gesicht ward jetzt ganz fahl. Diese Nachricht erschütterte ihn, sie kam ihm zu unerwartet.

„Mei' Fluach! Mei' Fluach!" sagte er mit bebender Stimme leise vor sich hin.

„Mei', a jeder Mensch hat dös seine z'trag'n," versetzte der alte Häusler. „Is dös a Unglück jetzt auf amal, der Krieg! Mei' Bua hat furt müassen, er hat g'juchezt — und mir druckts schier 's Herz ab. Wird's ja dennast nöd gar z'ernsthaft wern! Wie moant ma denn drauß' im Land?"

„Was kümmert 's mi!“ entgegnete Gidi roh. „Mir is die ganz' Remasuri Wurst!“

„Wennst mitmüaßen hätt'st, redest schon anders,“ entgegnete der Häusler vorwurfsvoll. „Du hast dir halt an' Ersatzmann kaufa könna und was fragst du darnach, wenn der z'amg'schossen wird.“

„Dafür hon i'n zahlt,“ versetzte Gidi. „Dös wär' mir aa no' abganga, so an Schießprügel z'trag'n und a Kanonafuatta z'macha. Dafür san d' Häuslersbuam guat gnua.“

„Gidi!“ rief jetzt der Alte erzürnt, „du vergißt, daß nur ehrliche Leut' den Schießprügel trag'n därfen, und daß 's Geld alloa oan nöt ehrli macht. Davontwegen (deßhalb) kann Oana der größt' Spitzbua sei', wenn er aa no so reich is, und weilst gar so g'scheidt daher red'st, sollst schon bedenken, daß du die Ehr' gar nimmer hätt'st, mit unsere braven Soldaten z'geh'n. Dei' Leb'n is koan Pfifferling werth — unsere Leut' sterb'n, wenn's sei' muaß, an ehrlichen Soldatentod; dir g'hört a Strick um an' Hals, weiter nix! So, damit Punktum!“

Der empörte Mann schritt in sein Häuschen, vor dem sie eben angekommen waren.

Mehrere Nachbarn waren auf den lauten Disput hin herbeigekommen und Gidi konnte dem Häusler nicht erwidern, wie er es vielleicht gewollt. Er schlug rasch einen Gangsteig seitwärts ein. Sein Herz war erfüllt von Wuth und Schande.

Bald erblickte er sein schönes Eigenthum; das richtete ihn wieder auf.

„Was liegt mir an der Ehr'!" wiederholte er mit wildem Lächeln. „I hon a Geld, und es müaßt dumm hergeh'n, wenn mi meine blanken Thaler nöd wieder in Respect setzeten!"

XVII.

In banger Sorge um die ins Feld gerückten Truppen vergingen die folgenden Monate.

Franzl schickte fleißig Nachrichten. Er war zum Corporal ernannt und bewährte sich bei mehr als einer Gelegenheit als tapferer Soldat, so daß er in Folge seines braven Verhaltens bei Kissingen mit der goldenen Tapferkeitsmedaille ausgestattet wurde. Sowohl hier, wie bei den anderen Gefechten kam er unbeschadet davon. Alles athmete erleichtert auf, als wenige Tage nach dem Gefechte bei Helmstadt Waffenstillstand eintrat, dem bald der Friedensschluß folgte. Die Truppen kehrten in ihre Garnisonen zurück.

Franzl's Vater fuhr mit Nanni nach Passau, um den geliebten Sohn und Bräutigam freudigst zu begrüßen und, wenn möglich, gleich mit nach Hause zu nehmen. Aber wie täuschten sie sich da!

Nachdem die erste herzliche Begrüßung vorüber und sie ihren Wunsch vorgebracht, erklärte ihnen Franz, daß es jetzt ganz unmöglich sei, plötzlich einen Einstands=

mann zu nehmen für die Zeit, die er noch zu dienen habe. Es sähe nicht gut aus, wenn er, mit der Tapferkeitsmedaille geschmückt, jetzt unmittelbar nach dem Kriege seinen Abschied nähme. Er wolle jetzt, da er Unteroffizier sei, auch seine Zeit ausdienen. Vater und Braut machten zwar alle möglichen Einwendungen, aber Franz blieb bei seinem Entschlusse.

„D' Ehr' g'hört halt aa zum Leb'n," schloß er seine Rede „mir steht's just höher als alles Andere und mit achtazwanz'g Jahr' werd' i wohl mein' Annerl no' nöd z'alt sein. Und zum Uebergeb'n, Vata, bist du aa no' nöd alt gnua. Also bleib du no' anderthalb Jahr Müller und i bleib Corporal Wenn mei' Zeit um is, nacha wird g'heirath, daß 's a Freud' is. Derweil kimmt der Felix und halt sei' Primiz, der soll uns nacha glei einsegna; da hat er glei a G'schäft!"

Dem alten Müller gefiel diese energische Soldatenrede gar wohl und das Bräutchen gab sich ebenfalls zufrieden. Kannte sie ja nichts Höheres, als sich ganz in seine Wünsche zu fügen. Einem mehrwöchentlichen Urlaub des tapferen Corporals stand nichts im Wege, er durfte wirklich gleich mit den Seinen in die Heimat fahren und so ward über der glücklichen Gegenwart alles Andere in den Hintergrund gedrängt.

Die Zeit, da Felix wiederkehren sollte, rückte näher und näher. Seinen Briefen zufolge gingen seine Studien rasch vorwärts und schon hatte er die ersten Weihen zum Priester erlangt. Seine Eltern und Geschwister sahen dem Tage der Wiederkehr mit Sehnsucht entgegen.

Aber noch ein Anderer erwartete diese Rückkehr mit Ungeduld; es war Gidi.

Er hatte das Glück gehabt, daß sein Hof während seiner Gefangenschaft von einem nahen Verwandten gewissenhaft verwaltet wurde, und er erhielt eine hübsche Summe ersparten Geldes ausbezahlt. Mit diesem Gelde wollte er sich gehörig in Respekt setzen. Bald hatte er einen Kreis von Burschen um sich, denen Gidi's Thaler nur insofern Respekt einflößten, als sie darnach Begehr trugen. Deßhalb war ihnen der Kernbauer nicht zu schlecht, um mit ihm zu hazardiren. Im Häufeln und Zwicken verlor dieser, der auffällig vom Glücke verlassen war, große Summen. Er verfiel in ein liederliches Wirthshausleben, wo er seine Gewissensscrupel vertrank und darüber Haus und Hof vernachlässigte. Er mußte bald seine Zuflucht zu Geldverleihern von sehr zweideutigem Rufe nehmen, mußte Wucherzinsen bezahlen und kam bald in die unangenehmste Lage. Das Vieh wurde ihm gepfändet, Beschlag wurde gelegt auf Hof und Grundstücke und es war eine allbekannte Sache, daß der Kernbauer abgehaust habe. Ein Verwandter suchte ihn vor dem völligen Ruin zu retten, indem er mit den Gläubigern ein Abkommen traf, den Hof verkaufte, so daß dem Kernbauern nur ein kleines Gütl übrig blieb, das immerhin seinen Mann nährte, wenn man dabei selbst fleißig Hand anlegte. So war in kurzer Zeit aus dem reichen Bauer ein Kleinhäusler geworden. Jetzt hatte er keine Ehre mehr und kein Geld

und aus war's mit allem Respekt von Seiten seiner Landsleute.

Um die Vorwürfe seines eigenen Gewissens zu beschwichtigen, wälzte er alle Schuld nicht auf sich, sondern auf Felix; dieser war schuld daran, daß er ein Lump wurde. Er hatte ihn von Corona verdrängt, mit deren Besitz er ein ordentlicher Bursche geblieben wäre; er war schuld daran, daß er am „Brünnl“ jene That beging, die nur eine Folge des Zornes über Corona's Verlobung war; Felix war schuld, daß Gidi's Strafe verlängert wurde, indem er ihn der Verleitung zum Meineid bezichtigte, kurz, er war an allem Bösen schuld, was Gidi begegnet war, und wenn ihn noch etwas auf dieser Welt erfreuen konnte, so war es die Rache an seinem lebendigen Unglück, wie er Felix nannte. Dieser durfte nicht glücklich sein, wenn Gidi verachtet und elend war. War er auch schon bestraft durch den Tod von Gattin und Kind, er wollte ihn noch empfindlicher strafen, er wollte ihn vernichten, und wenn damit sein miserables Leben ebenfalls zugrunde ginge; es lag ihm nichts mehr am Leben, jetzt, wo er nichts mehr werden konnte, als ein armer Häusler.

„Zwoa Schuß,“ murmelte er, mit teuflischem Lächeln eine doppelläufige Pistole prüfend, „g'langa (reichen) g'rad aus; oana für eam, oana für mi. Soll's in d' Höll' geh'n, mir is Alles oans!“ — —

Franzl's Dienstzeit war zu Ende. Mit einem ausgezeichneten Abschied als Sergeant kehrte er nach Hause zurück. Er hatte jetzt ein männliches, soldatisches

Aussehen, aber sein Herz war sich gleich geblieben, wie seine Liebe zu seinem Bräutchen.

„Jetzt," sagte er, „kann g'heirath wer'n, lieber heut' als morgen!"

Die Verlobung wurde von der Kanzel herab verkündet, alle Vorbereitungen zur Hochzeit wurden gemacht. Es sollte eine echte, großartige Bauernhochzeit werden, zu welcher Franzl alle Kriegskameraden aus der Umgegend einlud. Felix wurde Ende August erwartet, um in Fürstenstein seine Primiz zu halten. Acht Tage später sollte die Hochzeit sein.

Die Freude der Eltern glich derjenigen von Kindern auf den nahenden Christbaum. Aber mit ihnen freuten sich die Bewohner der ganzen Gegend, da ja das Fest einer Primiz zu den schönsten Feierlichkeiten einer Gemeinde gehört. Die ganze Gemeinde fühlt sich geehrt und nimmt herzlichen, neidlosen Antheil. Es ist ein eigener Zauber, der über einer solchen Primiz auf dem Lande waltet, es ist ein Stück lebendiger, weihevoller Poesie, mit nichts Anderem vergleichbar an Erhabenheit.

Ein Brief von Felix, aus Hamburg datirt, kündete dessen Ankunft für den 25. August an. Acht Tage später wollte er in Fürstenstein feierlich sein erstes heiliges Meßopfer verrichten, wozu die bischöfliche Genehmigung von Passau bereits eingeholt war.

Dieser Einzugstag in seine Heimat war derselbe, an welchem der Student vor sechs Jahren ahnungslos zurückgekehrt war und welcher der Anfang seines merkwürdigen Lebensschicksals wurde.

Die Heimat-, wie die Nachbargemeinden wollten dem neugeweihten Priester schon bei diesem Anlasse alle Ehre erweisen. Zu Wagen und zu Pferde kamen die Leute nach Tittling, um hier den Ankommenden zu begrüßen und ihm das Ehrengeleite bis Engelburg zu geben. Triumphbögen wurden an der Halbmeilcapelle*) und vor Engelburg errichtet und das Bergerhäuschen mit Guirlanden geschmückt.

Franzl war mit seinem Bräutchen und Wenzel dem Primizianten entgegengefahren, die Eltern harrten in ihrem Häuschen des geliebten Sohnes.

Böllerschüsse verkündeten dessen Ankunft in Tittling und wie ein König wurde er von der ihn erwartenden Volksmenge begrüßt. Felix, in priesterlichem Talar, erhob sich in seinem Wagen voll männlicher Schönheit. Die Augen schwammen ihm vor Rührung in Thränen und er spendete den ersten Gegengruß, indem er die Anwesenden segnete.

Dann folgte eine allgemeine Begrüßung, die von Seiten des gleichfalls herbeigeeilten Beneficiaten besonders herzlich war. Hierauf lud der Gemeindevorstand Felix ein, neben ihm in dem geschmückten Wagen Platz zu nehmen, um in der Mitte seiner treuen Landsleute den Einzug in sein Heimatsdörfchen zu halten.

---

*) So benannt, weil sie der Wallfahrtskapelle zwischen Deggendorf und Niederalteich gleicht, die wegen ihrer je eine Halbmeile weiten Entfernung von genannten Orten Halbmeilkapelle heißt.

In langer Wagenreihe ging es nun auf dem Sträßchen Engelburg zu.

An der Halbmeilcapelle, wo sich der erste Triumphbogen befand, ward auf Wunsch des neuen Priesters angehalten. Er stieg aus und begab sich zur Capelle. Was in diesen Minuten in seinem Innern vorging, ahnten wohl die Wenigsten. Die hellen Thränen liefen ihm über die Wangen — Corona's Bild stand vor seiner Seele.

Der Beneficiat errieth des Freundes Gedanken.

„Sie freut sich im Himmel über Sie!“ sagte er leise zu ihm. „Lassen Sie uns weiter. Die Eltern erwarten Sie!“

Felix trocknete sich die Augen und bestieg den Wagen. Und nun ging es Engelburg zu, wo ihn wieder Pöllerschüsse und ein vor dem Schlosse aufgestelltes Musikcorps empfingen. Die Familie des Schloßherrn begrüßte ihn mit Blumenspenden. Wenige Minuten später umklammerten ihn die Arme der glücklichen Mutter und des alten Vaters. Sprechen konnte Keines.

Ein reineres Glück, eine süßere Freude konnte die Erde nimmer bieten. Die Alte gab auch, als sie wieder Worte fand, diesem Gedanken Ausdruck, indem sie rief;

„I moan, i bin im Himmi!“

XVIII.

Ein goldener Herbstmorgen breitete sich über das Vorland und die Gebirge des bayerischen Waldes. Die Luft war mit einem wunderbaren Glanze erfüllt und in seltener Pracht blauten die den Horizont abgrenzenden Gebirge. Böllerschüsse dröhnten bei Sonnenaufgang von den Höhen der beiden Nachbarburgen Engelburg und Fürstenstein, während die Musikanten vor dem Bergerhäuschen dem Primizianten ein Morgenständchen brachten.

Von allen Seiten strömten die Landleute heran, ein Theil nach Fürstenstein, in dessen Kirche die Primiz stattfinden sollte, ein Theil nach Engelburg, um dem Primizianten als Festgäste auf seinem feierlichen Zuge das Ehrengeleite zu geben. Der Weg zwischen den beiden Orten war mit Gras und Blumen bestreut, sechs Triumphbögen waren an den geeignetsten Stellen angebracht und vom Fuße des Fürstensteiner Berges bis zur Höhe war der Weg zu beiden Seiten mit Guirlanden-Spalieren geschmückt, die bis in den schön gezierten

Klosterhof reichten, in welchem der erste Theil der Feier, die Primizpredigt, abgehalten werden sollte, weil die Kirche die außerordentliche Menschenmenge nicht zu fassen vermochte.

Um 9 Uhr setzte sich vom Bergerhäuschen aus unter Böllerschlägen und dem Geläute der Glocken auf dem Schloßthurme der Festzug in Bewegung, welchen die Musik eröffnete. Dann folgten die Veteranen, die Feuerwehr, die Schuljugend, die Mädchen, weiß gekleidet, die Gäste und Anverwandten des jungen Geistlichen, welche sämmtlich große, in Citronen befestigte Rosmarinzweige in den Händen trugen. Vor dem Primizianten her ging ein kleines, weißgekleidetes Mädchen, welches die geistliche Braut vorstellte und ein seidenes Kissen trug, auf welchem eine Krone aus Blumen und Flittergold, sowie die Stola lagen.

Diese Braut ist das Sinnbild der Kirche, mit welcher sich der neugeweihte Priester vermählt, während die Krone die Größe und Würde der Kirche und die Stola das Zeichen der priesterlichen Dienstausübung bedeutet.

Zu beiden Seiten dieses kleinen Bräutchens gingen eben solche niedliche Kranzljungfern. Nun folgte der Primiziant in Talar und kurzem, gesticktem Chorrock, das Piret auf dem Kopf, am linken Arm ein Kränzlein, ebenfalls die Citrone mit dem Rosmarinzweig in der Hand haltend. Ihm zur Seite gingen zwei Priester in derselben Kleidung und demselben Schmucke, mit Armkränzen und Rosmarin, während viele andere Geistliche, meistens Studiengenossen von Felix, in ihrem gewöhnlichen Ornate folgten.

Dem Zuge folgte unmittelbar in einer mit Blumenguirlanden geschmückten offenen Kutsche das greise Elternpaar des Primizianten in den altmodischen Kleidern, die sie einst an ihrem Hochzeitstage getragen. Sie sahen Beide ganz verklärt aus. Sie sollten bei dem Triumphzuge des geistlichen Sohnes nicht fehlen. War es doch von jeher der höchste Wunsch der alten Mutter, diesen Ehrentag ihres Sohnes noch zu erleben und nun war dieser Herzenswunsch erbetet. Wer vermöchte zu beschreiben, was das glückliche Mutterherz fühlte! Sie drückte auch öfter dem alten, neben ihr sitzenden Lebensgefährten die Hand und sagte bald lachend, bald weinend:

„O mei' Lenzl, o mei' Lenzl! Mit was ham wir dös Glück vodeant!“

Der alte Lenzl aber erwiderte mit leuchtenden Augen: „Sei staad, sei staad, daß ma nöd aufwachen! I moan schier, 's is Alles sched (nur) a Traam!“

In Fürstenstein erwartete den Zug eine unübersehbare Volksmenge in festtäglicher Kleidung; darunter waren namentlich zahlreich die Steinhauer vertreten, welche unter Felix gearbeitet hatten.

Nachdem der Zug unter Glockengeläute in den Klosterhof eingetreten, wurde auch das Volk hineingelassen. Darunter befand sich zur Verwunderung Aller auch Gidi in seinem alten Radmantel. Ganz in der Nähe der für die heutige Feier an der Wand errichteten Kanzel drückte er sich in eine Mauernische und beobachtete mit giftigen Blicken den vermeintlichen Zerstörer seines

Lebensglückes, die Ursache seines jetzigen Elends. Und Felix wurde jetzt dahingeleitet wie ein König, Alles blickte mit Ehrfurcht nach ihm, und Gidi war verachtet, gescheut wie eine Natter. Er, der einst so reiche und stolze Bauernsohn, war zu einem Kleinhäusler herabgesunken, der nur mit seiner eigenen Hände Arbeit sich ausreichend Brod verschaffen konnte, wenn er nicht um Almosen betteln wollte. Das Leben war ihm verhaßt. Aber nicht im Geheimen wollte er aus dieser undankbaren Welt scheiden.

„Krachen muaß 's, wenn der Kernbauern Gidi sein' Abgang halt'," sagte er, „und an' Spectakel muaß 's geb'n, daß i und der Teufi aa no' a Freud' ham!"

So stand er voll düsterer Rachegedanken an der Mauer zunächst der Kanzel, welche der Benefiziat von Fürstenstein bestiegen hatte, um nach einem von den Lehrern der Umgegend gesungenen feierlichen Choral die Primizpredigt zu halten.

Für den Primizianten war ein Thronsessel, für die übrigen Festgäste Stühle aufgestellt, auf welchen sie sich niederließen. In beredten, warmen Worten sprach der Prediger über die schöne Feier, er erzählte von dem bewegten Lebenslauf des Primizianten, den Schwierigkeiten, die sich dem von Jugend auf verfolgten, schönen Ziel entgegenstellten, berührte des jungen Geistlichen kurze glückliche Ehe und betonte, wie derselbe, nachdem er Alles verloren, was ihm das Leben schätzenswerth machte, wieder nach dem höchsten Gute strebte, das er durch Fleiß und Ausdauer und im Vertrauen auf den Himmel

nunmehr auch glücklich sich errungen. Der Himmel habe auch seine Gnade auf ihn ausgegossen in dem Augenblicke, da ihn der Bischof zum Priester geweiht. So soll auch der Segen des Neugeweihten Allen zum Heile werden, denn er öffnet den Himmel und des Himmels Gnade strömt herab auf Alle, die da reinen Herzens sind.

Dann wendete er sich zu Felix mit den Worten:

„Ich fordere Sie auf, hochwürdiger Primiziant, Ihre erste priesterliche Handlung heute damit zu beginnen, daß Sie uns Ihren heilbringenden Segen spenden. Segnen Sie die Kinder, die Jungfrauen und Jünglinge, die Männer und Frauen, segnen Sie Ihre betagten Eltern und Ihre Geschwister, segnen Sie alle Ihre Freunde und Feinde!“

Felix begab sich von seinem Stuhl aus zur Kanzel, welche der Prediger verließ.

Jetzt war der Moment der Rache für Gidi gekommen. Rasch griff er nach der in der Manteltasche versteckten Pistole.

In diesem Augenblick stieg die Sonne über den Klostergebäuden herauf und ihre Strahlen beleuchteten das Antlitz des zur Segenspendung sich anschickenden Primizianten, der feierlich und mit bewegter Stimme betete:

„Dei sancte spiritus!“

Alle Anwesenden, auch die Geistlichen und der Prediger, hatten sich auf die Knie geworfen, selbst die betagte Mutter und die Geschwister, während der alte Vater mit dem Stelzfuß sich so weit niederbeugte, als es nur immer möglich war. Es war ein feierlicher Moment.

Nur Einer blieb stehen — Gidi!

Felix blickte gerührt hinab auf die Menge, erhob die rechte Hand und gab den Segen, zuerst nach den Eltern hin, dann nach der rechten Seite und als er sich jetzt nach der linken Seite wandte, da fiel sein Blick auf das haßerfüllte Gesicht seines Todfeindes Gidi. Ueberrascht, aber dennoch mit einem festen und dabei liebevollen Blick und sichtlicher Rührung blickte er nach dem trotzig dastehenden Burschen, dann erhob er die Rechte und spendete, Gidi allein im Auge behaltend und anscheinend für diesen allein, zum drittenmal den Segen.

Was war das? Mit der Schnelle des Blitzes, aber mild und wohlthuend, wie Frühlingssonnenschein, drang jener Blick der Liebe in Verbindung mit dem vielvermögenden Segen des neugeweihten Priesters in das finstere, verbitterte Herz des Verirrten. Unwillkürlich beugte er das Knie, die mörderische Waffe glitt in die Tasche zurück und die Hand, welche sie erfaßt hatte, machte zitternd auf Stirne, Mund und Brust das Zeichen des Kreuzes.

Alles hatte sich wieder erhoben, der Primiziant die Kanzel verlassen und der Benefiziat seine Predigt fortgesetzt und vollendet — aber Gidi blieb knien.

Nach einem abermaligen schönen Choral begab sich der Zug in gleicher Ordnung, wie auf dem Herwege, zur Pfarrkirche, woselbst Felix sein erstes heiliges Meßopfer verrichtete. Schon rauschten die Töne der Orgel durch das Schiff der schönen Kirche und bis in den Klosterhof heraus vernahm man deutlich den feierlichen Gesang der gläubigen Menge.

Gidi kniete noch immer regungslos auf seinem Platze. Da näherte sich ihm eine Klosterschwester, welche die Stühle hinwegräumte und frug ihn, ob er nicht auch zur Kirche wolle.

Gidi wollte aufstehen, sank aber, im Gesichte todtenbleich, wieder zusammen.

Schnell wurden Leute herbeigerufen, Gidi in ein unteres Zimmer im Kloster getragen und dort auf ein Sopha gelegt. Durch stärkende Essenzen brachte man den halb Ohnmächtigen wieder zum Bewußtsein. Als er die Augen aufschlug, stand der Benefiziat vor ihm, den man aus der Sacristei eiligst herbeigerufen.

„I muaß sterb'n!" lallte der Kranke. „Mir is so load! I möcht' — daß mir der Seg'n vom Felix 'n Himmi aufthuat! Der Seg'n hat mi abg'halten — Alles sollt's hör'n. Aber ös könnt's mi nöd leiden — ös werd's mi aa nöd absolvir'n."

Der Beneficiat hieß die Leute sich entfernen und blieb allein bei Gidi. Er merkte alsbald, daß des Burschen Krankheit nur die Folge einer fürchterlichen Gemüthserregung war, und daß er sich zusehends wieder erholte. In der sanftesten Weise beschäftigte er sich mit dem an Leib und Seele Kranken.

Gidi verhehlte ihm nun nichts mehr, auch nicht das schreckliche Vorhaben der letzten Stunde.

Und der Priester verzieh dem Reuigen. Darauf forderte er ihn auf, ihm in die Sacristei zu folgen.

Felix verrichtete inzwischen das feierliche Meßopfer. Es ist hierbei Sitte, daß nach der Communion des

Primizianten dieser das Abendmahl seinen nächsten Verwandten reicht. So geschah es auch jetzt. Vater, Mutter und Geschwister, sowie die nächsten Anverwandten begaben sich deßhalb an das sogenannte Speisgitter und empfingen aus der Hand des Sohnes, Bruders und Vetters die heilige Hostie. Aber wie erstaunte Felix, als er neben dem Seppenbauern von Ranfels jetzt auch dessen Bäuerin, Corona's Schwester, erblickte. Ein Freudenstrahl erhellte sein Gesicht. So war ihm ja auch sie versöhnt, die ihm so viel Leid gebracht!

Als er wieder zum Altar zurückschreiten wollte, trat der Beneficiat zu ihm und sagte ihm leise einige Worte. Felix begab sich zur Thür der Sacristei, unter welcher ein Mann kniete, um gleich den Anderen das heilige Abendmahl zu empfangen. Es war Gidi!

Felix konnte einen leisen Ruf der Verwunderung nicht unterdrücken, und mit vor Freude zitternder Hand reichte er dem Reuigen die Hostie.

Mit wunderbaren Gefühlen brachte Felix das Meßopfer zu Ende und freudig stimmte er nach demselben das Te deum laudamus an!

Nach Beendigung des Gottesdienstes war es für den jungen Geistlichen das erste, den Benefiziaten zu fragen, wie er dieses Wunder bewirkt.

„Nicht ich, Sie haben es bewirkt,“ entgegnete freudig der Priester, „durch Ihren Segen, durch Ihren liebevollen Blick, den Sie ihm zutheil werden ließen. Wie wenig gehört doch dazu, einen verlornen Menschen wieder zu gewinnen!“

Felix war hochbeglückt und gerührt über die Ergebnisse seiner ersten kirchlichen Handlung. Das war ihm eine gute Vorbedeutung für seine künftige Wirksamkeit.

Aber nicht nur in geistiger, auch in wirthschaftlicher Weise konnte der Primiziant zufrieden sein, denn die während des Gottesdienstes übliche Opferung hatte ihm eine über alle Erwartung große Summe an Festgeschenken eingebracht.

Beim Schloßwirthe fand hierauf im oberen Saale das Mahl statt, das in der heitersten Weise verlief. Als während desselben Felix die unteren vollbesetzten Räume besuchte, um den Landsleuten zu danken und sich mit ihnen zu unterhalten, sah er, an einem der hinteren Tische sitzend, auch den alten Silveri. Erfreut reichte er ihm die Hand. Der alte Hadernsammler lachte und weinte zugleich und erwiderte auf die Frage, wie es ihm gehe:

„Guat geht's mir! 's Nannerl hat mir a Primizessen zukömma lassen, daß 's a wahrer Staat is, und fidel bin i aa wieder, kreuzfidel! Heut' über acht Tag is Hochzet, da bin i aa wieder Nachgangla (Einer, der zum Speisen nachkommt) und a so feit si' nix mehr, wenn mi nur d' Leut gern ham.

Lusti leb'n und christli sterb'n,
Hoaßt 'n Tuifi 's Spiel verderb'n"

Auch einen reichen Verwandten Gidi's sprach Felix an und bat ihn, er möchte dem Burschen wieder emporhelfen, was ihm Jener gern zusagte, falls Gidi's Besserung von Bestand wäre.

Nachdem er noch Corona's Grab besucht und dasselbe mit einem großen Theil der Blumen geschmückt hatte, mit denen er heute beschenkt worden, ward Felix gegen Abend von seinen Freunden nach Engelburg zurückgeleitet. Seine alten Eltern waren schon früher nach Hause gefahren. Es war für sie wie für Felix der schönste Tag des Lebens gewesen.

Acht Tage später stand Franzl mit seinem Annerl am Traualtare, woselbst der geistliche Bruder ihre Hände in einander legte zum glückverheißenden Bunde. —

Bald darauf aber schlug die Trennungsstunde. Felix mußte zurück nach Amerika. Er hatte sich verpflichtet, in dem Vicariate, in welchem er seine Ausbildung genossen, als Missionsprediger einzutreten, und mit heiliger Begeisterung sehnte er sich, seine hohe Aufgabe zu beginnen.

Den Eltern wollte das freilich nicht gefallen, aber Felix suchte sie zu trösten, so viel nur immer möglich, besonders aber durch das Versprechen, nach einigen Jahren wieder auf Besuch zu kommen. Das war immerhin ein Trost, wenn auch für die betagten Eltern ein sehr fraglicher.

Schon stand der Wagen bereit, der Felix nach Passau bringen sollte. Franzl und Nannerl wollten ihm das Geleite nach München geben.

„Lebt wohl, Vater, Mutter!“ rief Felix, die alten Leute umarmend. „So Gott will, sehen wir uns in drei Jahren wieder!“

„Gott segn' di, mei' liaba Felix, allezeit,“ sagte die Mutter unter Thränen; „aber halt mi nöd für so un=

gnüagn (ungenügsam). I bin z'frieden mit dem Glück, dös mir unser Herrgott no' g'schenkt hat. Wiederseh'n — ja, dös wern wir uns g'wiß, g'wiß, wenn aa nöd auf der Engelburg, — so durt ob'n auf der Himmelsburg."

Schmerzbewegt riß sich Felix aus den Armen der Mutter, drückte noch einen Kuß auf die Lippen des Vaters und Bruders und bestieg dann mit dem neuvermählten Paare den Wagen.

Der Benefiziat, die Bewohner von Engelburg und viele aus der Umgegend standen vor dem Hause, um dem fortziehenden Landsmann noch einen Abschiedsgruß zu geben. Und nun fuhr er unter den Segenswünschen der Zurückbleibenden rasch von dannen.

In München gab es noch einen schweren Abschied von der geliebten Schwester und dem wackeren Schwager. Dann aber trat Felix frohen Muthes seine Reise nach Hamburg und über den Ocean nach seinem neuen Bestimmungsorte an.

Bald trug er als Missionär das Himmelswort in die entlegensten deutschen Colonien Nordamerikas. Er war durch Fleiß und Ausdauer der Schmied seines eigenen Glückes geworden. Nun brachte er Glück und Frieden seinen Nebenmenschen durch das göttliche Wort der Versöhnung und der Liebe.

Die Pfingstel-Braut.

Aus dem Volksleben des bayerischen Waldes.

I.

Der letzte Oktobertag ist da; ein opalgrauer Horizont breitet sich über das Gebirge des Bayerwaldes. Im letzten Herbstschmuck prangen die Laubwaldungen und Gelände. Weiße Nebelstreifen bezeichnen den Lauf des in vielen Windungen dahinfließenden Gebirgsbaches, des weißen Regens, an und auf welchem durch die vielen an demselben erbauten Mühlen, Hammerwerke und Sägen, sowie durch die Floßfahrt, Blöcher= und Scheitertrift stets ein reges Leben herrscht. Einer der malerisch schönst gelegenen Punkte an diesem aus dem kleinen Arbersee entsprungenen und lebhaft dahinfließenden Gebirgsflusse ist der Marktflecken Kötzting, zunächst umgeben von saftigen grünen Wiesengründen und Feldungen und umschlossen von den tannendunklen Hochwaldungen des wild zerklüfteten Keitersberges, des langgestreckten Hohenbogens, und dem Hochplateau, welches sich zwischen dem Thale des weißen und des schwarzen Regen erhebt. Auf dessen höchstem Punkte thront das prächtige Wallfahrtskirchlein Weißenregen mit seinem grünen Kuppelthurme, während sich das Dorf selbst am jenseitigen Abhange hinzieht. Der steile, mit Kreuzwegstationen versehene Steig dort=

hin ist an Werktagen in der Regel wenig begangen, heute jedoch, am Tage der Allerheiligen, sah man ganze Karawanen von Leuten dort verkehren, zunächst Weiber und Kinder, meist in Lumpen gekleidet, mit Spitzkirmen auf dem Rücken, in lautester oft ausgelassenster Unterhaltung.

Es waren die sogenannten „Seelaleut", welche zum Betteln der eigens für diese Tage aus Waizenmehl gebackenen und mit Kümmel gewürzten Seelenspitzen oder Seelenwecken im Lande herumwandern, und woran sich alles, was sich arm glaubt, selbst solche, die sonst nicht betteln, betheiligt.

Kirm an Kirm kommt vor die Hausthür des wohlhabenden Dörflers oder Märktlers und unausgesetzt schallt es:

„Sei's Krist's! (Gelobt sei Jesus Christus.) Bitt' um an' Seelaspitzn".

Andere sagen den Spruch:

„Sei's Kristes um a Spitzl,
Mei' Vada is a Kitzl,
Mei' Muada is a Habasack,
Get's ma was i trag'n mag,
Get's ma sei nöd z'viel und z'weng,
Daß i mei' Sackal nöd z'spreng."

Das Spitzl wird in Empfang genommen, in die Kirm geworfen und nach einem gesprochenen „Vergelt's Gott!" geht es wieder hastig von dannen. Der Volkshumor nennt diesen dreitägigen Bettellauf „das große Kirmrennets"; der tosende Strom der Bettelkirmen staut

sich oft, mißliebige Reden fliegen hinüber und herüber, und zetternd, mitunter von handgreiflichen Bemerkungen begleitet, lösen sich oft erst wieder die Parteien von einander.

Für freche Bettelsäcke ist die Seelenspitzenzeit die günstigste, mancher lauert das Getümmel ab und kommt dann wohl zwei und drei Mal vor ein und dieselbe Thüre. Nicht selten dürften da Bettler und Geber die Rolle tauschen, das Kirmweib, das um den Seelenspitzen hineinruft, sollte ihn vielmehr herausreichen und die Hausfrau, welche die Gabe abgibt, hätte es nöthig, um Seelenspitzen sammeln zu gehen.

Dies war auch in dem äußersten Häuschen des Kötztinger Marktes der Fall. Dasselbe lag auf einem Hange etwas seitwärts vom Wege und machte in seiner fast ärmlichen Einfachheit durchaus nicht den Eindruck, als ob von dort auch nur das kleinste Geschenk herausgereicht werden könnte. Trotzdem probirten es viele, auch hier anzuklopfen, aber weder Thüre noch Fenster öffneten sich, das Haus schien leer und unverrichteter Sache mußten die Bettler wieder abziehen.

Das kleine Anwesen gehörte einem vor mehreren Jahren in Folge eines Wolkenbruches und anderer Unglücksfälle ruinirten Papiermacher, Namens Streber. Man nannte ihn kurzweg den „Papierer“, sein Weib die „Papiererin“ und sein dreizehnjähriges Töchterlein „'s Papierlinerl“. Das kleine Häuschen, mit höchstens einem halben Tagwerk Grundbesitz und einem kleinen Gärtchen versehen, war alles, was der in den Jahren schon etwas vorgerückte Mann aus seinem Schiffbruche

gerettet hatte, und nun fristete er sein und der Seinigen Dasein durch den Verkauf selbstgeriebenen Brisiltabakes, des bekannten Schmalzlers, welches Geschäft aber sehr wenig abwarf, da die Wäldler es lieben, sich ihren Schmalzler selbst zu reiben und nach ihrem Geschmack mit den nöthigen Reizmitteln, wie Kalk, geriebenen Glasscherben, Pottasche u. a. herzurichten.

Strebers Frau, die früher bessere Tage genossen hatte, trug durch ihre Handarbeit zum Lebensunterhalt bei. Sie war eine geübte Feinstickerin, Spitzenklöpplerin und Kranzlmacherin, indem sie es verstand, aus Gold- und Silberdraht, Rauschgold und künstlichen Blumen, Perlen und Gestein die hier üblichen „Kraneln“ (Kronen), den Kopfschmuck für die Bräute, und die glitzernden Armkränze für die Hochzeiter mit vielem Geschmack und Kunstsinn zu fertigen. Diesen letzteren Industriezweig führte sie nur auf Bestellung aus, dagegen arbeitete sie an den übrigen Dingen den lieben langen Tag und wohl auch einen Theil der Nacht, um durch den Verkauf ihrer Arbeiten das Allernothwendigste für den Hausbedarf zu erwerben. Dabei half ihr das Töchterchen so gut es ging, insbesondere aber dadurch, daß sie die Waaren im Markte zur Ansicht und zum Kaufe herumtrug. Kam sie auch manchmal unverrichteter Dinge nach Hause, so gehörte dies doch zu den Ausnahmen, denn sie bekam meist den Auftrag, um jeden Preis zu verkaufen, wenn der Hunger an die Thüre des kleinen Häuschens klopfte.

Das Mädchen hatte einen köstlichen natürlichen

Frohsinn. An seiner Lebenslust richteten sich die oft verzagten Eltern jedes Mal wieder auf; seine Gesänge und Erzählungen verwischten die durch die traurigen Verhältnisse erzeugte düstere Stimmung und trotz allen Elendes hallte oft aus dem kleinen Häuschen des Papierers freudiges Lachen und froher Gesang. Darein mischte sich der Gesang der Drosseln und Schwarzblättchen, welche auf den nahen Fichtenbäumen ihren Lieblingsaufenthalt hatten, und denen das Mädchen so gerne lauschte. Nur wenn Linerl ihre Waare nicht verkaufen konnte, wurde sie verstimmt, und das war auch heute der Fall, wo Niemand im Markte sich Zeit nahm, ihre Verkaufsgegenstände auch nur anzusehen.

Das Brod im Hause hatte kaum mehr zur mittägigen Wassersuppe ausgereicht und für den morgigen Feiertag, Allerheiligen, waren die Aussichten die schlechtesten.

Traurig lenkte deshalb in einer der Nachmittagsstunden das hübsche Mädchen seine Schritte dem väterlichen Hause zu. Linerl war für ihr Alter schon sehr entwickelt; ihr rundes Gesichtchen mit dem etwas dunklen Teint und dem Stumpfnäschen war gerade nicht schön, aber schön waren ihre großen, dunklen Augen und ihre üppigen schwarzen Haare, welche in zwei lange Zöpfe geflochten über ihre Schultern hinabhingen. Sie trug ein einfaches graues Kleidchen, das am Halse mit einem schneeweißen Chemisettchen abschloß, eine buntgeblümte böhmische Schürze, blaue Strümpfe und Schnürschuhe. Den Kopf hatte sie stets unbedeckt und über die Brust

schlang sie bei kühlem Wetter, so auch heute, ein röthliches, wollenes Tuch, welches am Rücken zusammengeknüpft war. So kam sie gerade vom Markte zurück, die zum Verkaufe bestimmte Waare in ihrem kleinen Körbchen am Arme tragend, aber keinen Pfennig Geld in der Tasche. Sie wußte, wie schlimm es zu Hause bestellt war, zumal auch der Vater gegen Abend von einem Marsche über Land und wie fast immer, mit leeren Taschen und vereitelten Hoffnungen zurückkehren würde.

So zeigten ihre schönen Augen jenen feuchten Schimmer, der als der Vorbote von Thränen bezeichnet werden kann, und eine tiefe Niedergeschlagenheit beschattete das sonst so sonnenhelle Gesichtchen.

Da zogen ganze Trupps „Seelaleut“ vorüber, alle mit lachenden Gesichtern, denn die Spitzkirmen zogen schon bedeutend am Rücken und für Suppenbrod war auf Monate hinaus gesorgt.

Unter den von Weißenregen Herabkommenden befand sich eine Schulkamerädin Linerls, die Tochter eines Flößzers, und Linerl war nicht wenig überrascht, von dem Flößzer-Nannerl, die, ein graues Tuch über dem Kopf und die Spitzkirm am Rücken, mitten unter den Seelaleuten herlief, sich begrüßen zu hören. Nannerls Eltern wohnten etwa fünf Minuten vom Hause des Papierers entfernt, die Flößzerei war zwar beschwerlich aber derart einträglich, daß die Familie durchaus keine Noth zu leiden brauchte, und Linerl kam jetzt in der That für ihre Freundin in Verlegenheit.

„Du bist bei die Seelaleut?“ rief sie ihr zu. „Schaamst di da nöd?“

„Ei wohl, was sollt' i mi schaama, genga viel andere mit, die Haus und Grundstück hab'n und woaßt, es gibt gar nix bessers, als a' g'schmalzne Suppen mit Seelaspitz, und mei' Muatta sagt, da wird ma' g'sund und kugelrund davon“.

„Ja, ja“, meinte seufzend Linerl, „bei uns gibt's heut nöd amal a Suppen mit blankem Brod“.

„So geh' nur glei mit!“ eiferte Nannerl an. „I bin scho' in der Fruh mit die Leut über Land, iatz geht's in Markt eini. Nimm dei' Tuach übern Kopf, daß ma' di nöd glei dakennt und a Spitzkirm auf'n Buckel, und bis gen Nacht zua kannst d' Seelaspitzen kaum mehr daschleppen und a g'schmalzene Suppen kannst dir machen, denn wir schau'n schon, daß wir aa r a Maßl Schmalz krieg'n. Mei' Muatta sagt, zum Essen hat ma' niermals z'viel im Haus. Schlaun Di nur, i möcht bei die Seelaleut bleibn, 's is ja viel lustiger, wenn mehra beisamma san.“

„Warum denn nöd gar? I werd dennast nöd auf's Seelaweckenbetteln gehn!“ rief Linerl erröthend.

„Dös gilt nöd als Bettel!“ belehrte Nannerl, „dös is' ja grad so a Rekration, wie 's Bleamelbrocken. Ge' b'sinn di' nöd lang, geh mit!“

„So was erlaubt mei' Muatta niamals!“ versetzte Linerl.

„Sie braucht's ja aa gar nöd z'wissen,“ meinte Nannerl, „auf alle Fäll' is's ihr aber nacha liaber,

wennst mit die Seelaspitz hoamkimmst, als wie mit leere Händ und an' solch' grantigen G'sicht, wie's d' es iatz machst. Wenns koa' Brod z'Haus habt's, so schau, daß d' oans kriegst. Heunt is dös a Leichtigkeit, wo's eam um's „Vergelts Gott" für alle Fenster außaglangt wird."

„Ja — freili muaß i wos hoam bringa", sagte Linerl; „wenn auf d' Nacht da Vata hoamkimmt und —"

„Und Hunger hat", vollendete die Freundin, „da wird eam a gschmalzne Seelaspitzsuppen schmecken, da paß auf!"

„I geh mit!" rief jetzt Linerl entschieden. Aber hoam därf i nacha nimmer gehn, d' Muatta erlaubets nöd, die thaat lieber verhungern, als mi betteln lassen."

„Woaßt was, kimm mit mir in unser Hirwa, i leih Dir a Tuach und a Spitzkirm, dort kannst Dei' Körbl dieweil einstelln und Du wirst sehgn, wie lusti dös is."

Linerl schlug mit der Freundin den Weg zu deren Wohnung ein, erhielt von Nannerls Mutter gern ein großes, grünes Tuch, womit sie Kopf und Brust umhüllte, sowie die nöthige Spitzkirm auf den Rücken und alsbald hatten sich die beiden jungen Mädchen wieder den Seelaleuten beigesellt und rufend ihr: „Sei's Krist's, bitt um an' Seelawecken!" und dann „Vergelts Gott!" wanderten sie von Haus zu Haus.

Niemand achtete auf die Persönlichkeit der Bettlerinnen, und als jetzt der Kötzinger Markt abgestappelt

war, suchte Nannerl ihre Freundin zu bereden, mit ihr auch noch an die den weißen Regen aufwärts gelegenen Mühlen zu wandern, wo nicht nur Seelenspitzen, sondern auch Mehl, Schmalz und Flachsreisen zu haben wären.

So kamen sie an die zunächst dem Markte gelegene „schöne Mühle“, die in Wirklichkeit so sauber und stattlich war, daß sie ihren Namen wohl verdiente und man aus ihr sofort auf den Wohlstand und die Zufriedenheit des Besitzers schließen konnte. Und der „schö' Müller“ mit seiner braven Müllerin waren gesegnete Leute. Ein in Gesundheit blühender Bursche, der etwa fünfzehnjährige „schö' Gangerl“, ein blonder Krauskopf mit blauen Augen und einem vollen, runden Gesicht vervollständigte ihr Glück. Heute feierte er seinen Namenstag, Wolfgang, und hatte deßhalb sein feiertägiges Gewand an, einen hechtblauen, mit Silberknöpfen versehenen Spenser, eine langlederne Hose, blaugeblümte, seidene Weste, ein rothseidenes Halstuch, über welches sich der weiße Hemdkragen legte und die grüne Schlegelkappe auf dem Kopfe. Er theilte die Seelenspitzen aus und nahm dabei die Glückwünsche der Beschenkten zu seinem Namenstag entgegen.

Jetzt erschienen auch die beiden jungen Mädchen und brachten ihren Spruch vor. Nannerl war hier wohl bekannt, nicht aber ihre Gefährtin, und der „schö' Gangerl“ blickte aufmerksam nach derselben.

„Wer bist nacha Du mit Deine kohlschwarzen Augen?“ fragte er das Mädchen.

„Du siehgst es ja, a Betteldeandl“, erwiderte

Linerl, und, war es dieser Gedanke, war es die sie übermannende Müdigkeit, ihre Augen füllten sich plötzlich mit schweren Thränen; sie wandte ihr Gesicht ab und trocknete sich mit dem Aermel die unaufhaltsam herabrollenden Zähren.

„Na', na', glaub's nöd!“ sagte Nannerl. „Wir zwoa betteln heunt nur aus Recration — weil ma halt an' Seelaspitzn möchten. Dös is 'n Papierer sei' Deandl, 's Linerl, und wenn ihre Leut rauskriegn, daß i's verleit' hon, mit mir heunt rumz'renna, so kriegts dahoam aa no' an' Wecken, aber koan guaten.“

„No', so sollts alle zwoa bei uns was guats kriegn“, sagte Gangerl lachend. „Kemmts eina in d' Stubn, mei' Muatta wird Enk scho' Ebbs aufwarten. Und er führte die beiden Mädchen in die große Wohnstube, die von einer musterhaften Reinlichkeit und Ordnung zeugte. Die Müllerin gab den Mädchen nicht nur eine „Kaffeesuppe“, sondern statt der Seelenspitzen eine Anzahl Flachsreisen und rothbackige Aepfel, und erlaubte ihnen außerdem, sich im Obstgarten umzuschauen und die Bäume zu schütteln, von welchen einige trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit noch mit Früchten behangen waren.

Die Mädchen ließen sich das nicht zweimal sagen, aber auch Gangerl, den seine Mutter ablösen mußte und welcher an den jungen Mädchen Gefallen fand, folgte ihnen. Er schüttelte ihnen das Spätobst von den Bäumen, worüber sich diese kindisch freuten, und es dauerte nicht lange, begannen sie, wie von selbst, das

beliebte Kinderspiel „Bamuß“. Dabei wird ein Baum als Asyl erkoren, das „Bamasellal“. Am Baumasyl verbirgt derjenige, den die Reihe, zu suchen getroffen hat, der sogenannte Bamuß, sein Gesicht, bis sich die Uebrigen versteckt haben und das Zeichen gegeben wird, daß er suchen dürfe. Wem es nun gelingt, sich an das Baumasyl zu machen, ehe ihn der Bamuß findet und berührt, was er mit dem singenden Rufe „Bamasellal angrührt!“ kund gibt, dem dient der Baum gleichsam als Asyl und er darf vom Suchenden nicht mehr gehascht werden. Wird aber einer der Spielenden erhascht, so heißt es „Bamuß!“ — er muß anhalten und nun trifft ihn die Reihe, zu suchen.

Bei diesem Spiele nun zeichnete sich Linerl durch besondere Flinkigkeit aus. Niemals gelang er den Uebrigen, sie zum Bamuß zu machen und da Gangerl des Vergnügens nicht satt werden konnte und die Mädchen trotz des hereinbrechenden Abends immer wieder zurückhielt, so beredeten sie sich leise, sobald Gangerl wieder als Bamuß das Gesicht verborgen halte, ihm „durchzubrennen“. Schnell hatten sie ihre Kirmen auf dem Rücken und den Mühlkanal auf einem schmalen Brett überschritten, welches Linerl, um vor Gangerls Verfolgung sicher zu sein, ein klein wenig an's andere Ufer zog. Jetzt schrie sie lachend „Bamuß!“ und Gangerl sah sich von den beiden Mädchen überlistet. Aber er wollte nicht der Bamuß bleiben und eilte den unter anhaltendem Gelächter Fliehenden nach. In der Erregung sah der Verfolgende nicht, daß das Brett über

den Mühlkanal auf seiner Seite keine feste Stütze mehr hatte, beim ersten Tritte darauf gab es nach und Gangerl plumpte unter einem lauten Schreckensruf ins Wasser.

Es war ein Glück, daß das Werk bereits stille stand und Feierabend gemacht war, sonst wäre der Aermste in die Radstube gerissen worden und elendiglich verunglückt; so jedoch gelang es ihm, sich alsbald wieder aus dem unfreiwilligen Bade herauszuarbeiten und sich seinen erschreckt herbeigeeilten Eltern, gebadet wie eine Maus, vorzustellen.

Die beiden Mädchen waren auf Gangerls Schrei hin wieder zurückgeeilt. Nannerl lachte, als sie des tropfnassen Burschen ansichtig wurde, laut hinaus, und rief dem Verunglückten zu: „Gangerl, i bin's fei nöd gwen, sondern 's Linerl hat's Brett zruckzogn." Linerl aber ward todtenblaß, denn sie hatte das Unglück veranlaßt, mit gefalteten Händen blickte sie auf Gangerl, der vor Kälte und Schrecken am ganzen Körper zitterte und ihr jetzt zurief:

„Wart nur, i dawisch Di scho, Du Bettelsack!"

Linerl traf dieser Schimpfname in's tiefste Herz. Glühröthe bedeckte plötzlich das soeben noch erbleichte Gesicht und mit den Worten: „I bin koa Bettelsack!" riß sie die Kirm von der Schulter und schleuderte sie zu Boden.

„Da nimm's, i mag nix bettelts!" rief sie Nannerl zu und lief davon, die überraschte Freundin weit zurücklassend.

Das weckensüchtige Nannerl fand zwar dieses Ge-

schenk etwas unbequem, denn nun hatte sie zwei volle Kirmen zu tragen, aber was machte das? Sie hatte nun für ein halbes Jahr lang kräftig zu essen, und die guten Aepfel und Flachsreisen — es war ein gesegneter Tag für sie.

Linerl dagegen rannen die Thränen ohne Unterlaß über die Wangen und unter Schluchzen preßte sie nur hin und wieder die Worte hervor: „Bettelsack! Bettelsack!“

Mit diesem Titel ward sie, zu Hause angelangt, auch von ihrer Mutter empfangen, die wegen ihres langen Ausbleibens besorgt, in den Nachbarhäusern nach ihr fragte und dabei von Nannerls Mutter erfuhr, wie Linerl, gleich ihrem Töchterchen die Kirm auf den Rücken genommen und sich unter die Seelaleut gemischt hätte.

Diese Nachricht berührte die brave Frau auf das peinlichste, denn stets hatte sie ihren Stolz als Bürgersfrau bewahrt und selbst in der höchsten Noth niemals ein Almosen beansprucht; zudem war ihr Mann gegen Abend mit nicht ganz leeren Taschen zurückgekehrt, und unwillig und ungeduldig harrten die Eltern ihres Mädchens. Als es endlich ankam, empfingen sie es mit ernsten Vorwürfen, die indessen bald verstummten, um neuer Sorge zu weichen, als sie Linerls erregten Zustand erkannten. Von einem Fieberschauer befallen, ward sie zu Bette gebracht und der liebevollen Sorgfalt der geängstigten Eltern gelang es nur allmählig, sie wieder zu beruhigen.

Aber in ihren erregten Träumen schrie sie mehrere Male laut auf, als sähe sie den schönen Gangerl durch ihre Schuld im Wasser verunglückt, und unter schmerzlichen Zuckungen preßte sie dann wieder das ihr so verhaßte Wort hervor: „Bettelsack! Bettelsack!

II.

„Bamuß!“ war seit diesem Vorkommniß der Spitzname des schönen Gangerl. Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen, sagt das Sprichwort, und so war es auch bei ihm der Fall, denn die Erzählung von des Burschen glücklich ausgefallenem Bade als mädchenverfolgender Bamuß erregte überall viel Heiterkeit. In der darauffolgenden Fastnacht wurde der Schönmüllerssohn sogar ausgespielt, das heißt, es wurde von einigen Witzvögeln auf dem Marktplatze nebst anderen auch dieser Vorfall mit allerlei komischen Zuthaten zum Besten gegeben, was den vermöglichen Erben mit neuem Aerger gegen das Papierlinerl, die Ursache seines Mißgeschickes, erfüllte. Und diesen seinen Aerger wollte er auch an dem Mädchen öfters, besonders nach Beendigung der von beiden gemeinsam besuchten Feiertagsschule kühlen, aber Linerl war auf ihrer Hut und entfloh jedes Mal rechtzeitig dem rachesüchtigen Burschen.

„Wart nur,“ rief ihr dann öfters Gangerl nach, „dawisch i Di, auf Ehr und Seligkeit! i thua Dir Ebbs an, daß d'Zeitlebens an mi denkst!“

Linerl hatte diese Worte wohl vernommen, und so kam es, daß sie, selbst nachdem einige Jahre vergangen, ihrem jugendlichen Feinde noch immer gewohnheitsgemäß überall aus dem Wege ging, als wäre es der böse Feind selbst. Doch beschäftigten sich diese jugendlichen Feinde mehr miteinander, als es die besten Freunde hätten thun können. In der Feiertagsschule, wie in der Kirche blickten sie oft auf einander hin, und begegneten sich ihre Augen, so machten sie zwar ein verdrießliches, möglichst wildes Gesicht, aber es war ihnen fast zur Gewohnheit geworden, sich gegenseitig mit den Augen zu suchen.

Sie waren beide groß und schön geworden; der Müllerssohn hieß als kräftig herangewachsener Bursche jetzt mit Recht „Der schö' Gangerl“, und das Papierlinerl nannten die jungen Burschen nur „Die liab' schwarz' Hex“, in deren große schwarze „Kerschenaugen“ mancher mit ganz eigenthümlichen Gefühlen hineinschaute, als suche er darin das verlorene Paradies.

Linerl war gleich ihrer Mutter eine geschickte „Kranlflechterin“ geworden und ihre Arbeiten im ganzen Bezirke gerühmt und gesucht. Mit besonderer Vorliebe aber fertigte sie alljährlich das Ehrenkränzlein für den Pfingstelbräutigam und das Krönlein für die Pfingstelbraut. Sie sehnte sich darnach, auch einmal einer solchen Pfingsthochzeit beiwohnen zu dürfen, wozu sie ja die schönen

Ehrenzeichen fertigte. Bei solcher Arbeit kamen ihr auch mancherlei schöne Gedanken-Träume — Luftschlösser.

Jährlich am Pfingstsonntage findet nämlich nach uraltem Herkommen in Kötzting der sogenannte Pfingstelritt statt. Es ist dies ein Wallfahrtsritt nach der eine Stunde entfernten, im grünen Zellerthale gelegenen Kirche zu Steinbühl. Diese war schon zu Anfang des 15. Jahrhunderts nach Kötzting eingepfarrt und hatte der dortige Geistliche auch die Seelsorge in ersterem Orte zu besorgen, wo nur in bestimmten Perioden Gottesdienst gehalten wurde. Dichte Wälder bedeckten in jener Zeit Berg und Thal, und dienten Wölfen und Bären und andern wilden Thieren zum Aufenthalte. Da war nun eine solche Wanderung sehr gefährlich, zumal für einen in der Handhabung von Waffen unkundigen Priester. In frommer Fürsorge einigten sich die jungen Bürgerssöhne von Kötzting und gelobten, ihren Priester auf seinem gefährlichen Wege zu begleiten und zu schützen. Im Jahre 1412 machten sie zum ersten Male den Wallfahrtsritt und seit jener Zeit hat er sich erhalten bis auf unsere Tage. Am frühen Morgen findet in der Kötztinger Pfarrkirche der Gottesdienst statt, dann steigen die Wallfahrer zu Pferd und der Zug setzt sich in Bewegung. Priester, Kreuz- und Fahnenträger sind ebenfalls beritten. Der Geistliche hat die Feldmonstranze an einer rothen Schnur um den Hals hängen und an derselben ist ein Kränzchen aus Silberdraht, mit Blumen und rothseidenen Bändern verziert, befestigt. Wer von den Männern und Burschen der Pfarrei ein Pferd hat,

oder ein solches aufzutreiben vermag, schmückt dasselbe mit Blumen, Bändern und dem schönsten Sattelzeug und reitet im Zuge mit, so daß man die Reiter oft nach hunderten zählen kann.

Nachdem der Zug unter lautem Gebete in Steinbühl angekommen, wird dort Predigt und Hochamt im Freien vor der Kirche abgehalten und dann der Rückzug in der alten Ordnung angetreten. An den äußersten Häusern von Kötzting wird der Zug von einer Musikkapelle, von dem gesammten Klerus, den Honoratioren, weißgekleideten Mädchen und der Feuerwehr mit fliegender Fahne, in früheren Zeiten von der Bürgerwehr mit „türkischer“ Musik, empfangen und auf den sogenannten Bleichanger geleitet, wo Halt gemacht und von dem Pfarrer eine Ansprache gehalten wird.

Dabei nimmt er das Kränzlein von der Monstranze und überreicht es einem Jüngling aus dem Bürgerstande des Ortes, der sich unter seinen Altersgenossen durch musterhaftes Betragen besonders ausgezeichnet hat. Der durch diesen Sittenpreis Geehrte heißt der „Pfingstelbräutigam“ und es steht ihm das Recht zu, sich nach der Rückkehr in den Markt nach Belieben eine „Pfingstelbraut“ zu wählen, die er aber gleichfalls unter den Bürgerstöchtern zu suchen hat. Die kirchliche Feier endet mit einem Dankgebete in der Pfarrkirche.

Der Nachmittag ist sodann dem Vergnügen gewidmet. Gleich nach dem Mittagsmahle begibt sich der Pfingstelbräutigam mit seinen zwei Zeugen im hochzeitlichen Gewande, den Rosmarin im Knopfloch und das Ehren=

kränzlein am Arm, zu den Beamten und angesehensten Bürgern, um sie zur Pfingstelhochzeit einzuladen, welche Abends, wie eine andere Hochzeit, durch Festmahl und Tanz gefeiert wird und nicht selten das Vorspiel ist zu einer wirklichen Hochzeit zwischen dem Pfingstelbräutigam und seiner Braut.

In obiger Weise hatte soeben, an einem herrlichen Maimorgen, der Pfingstelritt stattgefunden. Die Obstbäume standen in voller Blüthe, die Wiesen waren besäet mit tausend bunten Blumen und die Lerchen jubilirten hoch in den Lüften. Ganz Kötzting war auf dem Festplatze am Bleichanger versammelt und Alles war begierig, welcher von den jungen Burschen mit dem Ehrenkränzchen ausgezeichnet würde. Man nahm es allgemein mit lauter Befriedigung auf, als der Sohn des Schönmüllers vorgerufen wurde, der sofort von seinem gezierten Pferde sprang und sich dem Pfarrherrn näherte.

Bei diesem Gange konnte sich die große und korpulente, auch jetzt noch eßlustige Flößernandl — sie war schon lange kein Nannerl mehr — nicht enthalten, ihrer Verwunderung mit dem lauten Ausrufe Luft zu machen:

„Jeß, der Bamuß!"

Gangerl streifte sie mit einem schnellen Blicke, aber, als wollte es so sein, dieser Blick blieb gerade auf dem in geringer Entfernung stehenden Linerl haften, die sichtlich erfreut zu dem hübschen Burschen hinblickte. Ihm gönnte sie am liebsten das Ehrenkränzchen, welches sie dieses Mal mit ganz besonderer Sorgfalt gefertigt. Sie

scheute ihn zwar noch wie ehedem, aber Gangerl galt allgemein als ein braver und wackerer Bursche und war als solcher auch von dem Mädchen hoch geachtet.

Und als nun Gangerl nach seiner Ehrung wieder stolz zu Pferde saß und zu den Umstehenden freundlich herabgrüßte, da war es wieder die einfach gekleidete Papiererstochter in ihrem silbernen Riegelhäubchen, mit den üppigen, schwarzen Haaren, den großen, dunklen Augen und dem unschuldsvollen lieblichen Gesichte, auf dem sein Blick wie festgebannt einige Augenblicke haftete.

Dem Mädchen ward bei diesem Blick ganz sonderbar zu Muthe und sinnend und voll unklarer Gedanken kam sie mit den Eltern in ihrem ärmlichen, aber trauten Heim an.

Welches Mädchen wird sich der reiche Müllerssohn zur Pfingstelbraut erwählen? Diese Frage stellten sich wohl alle Leute und auch Linerls Mutter sprach soeben diese Frage aus, als die Equipage des Posthalters, den Postillon mit hochstehendem Federbusch auf dem Bocke, vor dem Häuschen des Papierers hielt und derselben der Pfingstelbräutigam mit seinen beiden Zeugen entstieg.

„Aha, er holt' si's Kranl für sei' Braut!“ rief der Papierer.

Linerl aber suchte, als sie Gangerls ansichtig wurde, durch die hintere Thüre in den Garten zu entfliehen; sie wußte selbst kaum, warum sie das that. Aber ohne daß sie sich's versah, war Gangerl hinter ihr und legte ihr mit dem Rufe „Bamuß!“ die Hand auf die Schulter.

Erschrocken blieb das Mädchen stehen und blickte fragend den Burschen an, der lächelnd und unter leisem Erröthen sagte:

„Linerl, i hab heunt 'n Sittenpreis kriegt, du woaßt aber, daß i's bei meiner Seligkeit verschworn hab, daß i dir no' amal was anthua, daß d' dei Lebta an mi denka muaßt, no' ja, i werd deswegn nöd meineidi wern, und so kimm i — geh nur eina in d'Stubn, daß d' das Weitere von mein Sprecher da hörst."

Das Mädchen ließ sich von Gangerl in die Stube zurückführen, begleitet von den Beiständern, von welchen der Eine den üblichen Werbespruch hielt, worauf der Pfingstelbräutigam sie bat, ihm die Ehre zu erzeigen, seine Pfingstlbraut zu machen.

Linerl war ganz verwirrt. Sie wußte nicht gleich, was sie antworten sollte, so freudig ihr auch die beglückten Eltern zunickten.

„Gangerl, dös kann dei' Ernst nöd sein," sagte sie endlich, „mi als dei Pfingstelbraut, mi, den Bettelsack!"

„No, so mach' ma's anders," erwiderte fröhlich der Bursche. „Daß d' siehgst, wie ernst daß' s ma is, du sollst nit nur mei' Pfingstelbraut sein, sondern aa mei' wirkliche Braut, mei' Hochzeiterin sollst sein. Nix Bettelsack! Di heirat d' Brav und d' Schö' aus und dös macht di reicher als die größt' Haushabn (Heiratsgut). Sollst aber „na'" sagn, so hast mi zum Bettelsack gmacht auf mei' Lebta, denn ohne di gibt's koa' Glück für mi auf der Welt. Ge zua, sag „ja!" Siehgst, da Vata und d'Muatta san einverstanden und meine Eltern, daß d' es woaßt, sans aa und hoaßen di' mit Freuden willkomma als Schwiegertochter auf unserer Mühl."

Er hielt ihr beide Hände hin, und als jetzt das Mädchen in die treuen ehrlichen Augen des Sprechenden blickte, besann es sich nicht länger und erfaßte diese Hände, und überwältigt von dem unverhofften Glück ließ sie es geschehen, daß sie der Bursche an seine Brust zog und ihr einen heißen Kuß auf die schönen Lippen drückte.

„Bamuß!“ rief er. „Jatz laß i di nimmer los für Zeit und Ewigkeit!“

„Amen!“ sagten die mit ihren Thränen kämpfenden Eltern. Durch das offene Fenster aber hallte der Gesang der Drosseln und Schwarzblättchen, als sängen sie ihre schönsten und glücklichsten Liebeslieder.

Das war die stolzeste Pfingstelhochzeit, welche jemals in Kötzting abgehalten wurde, und als wenige Monate darauf die wirkliche Hochzeit stattfand und der junge Müller sein schönes Weibchen heimführte, da nahm die ganze Umgegend freudigen Antheil an dem Glücke des jungen Ehepaares.

Nur Eine Person war mit alldem nicht einverstanden, die dicke Flößernandl. Diese sagte oft unter komischen Selbstvorwürfen:

„O, warum hab i beim Weckenbetteln nöd dösselbi Unglück am Mühlkanal verschuld't! Es hätt' si nöd gfeit, iatz wär halt nacha i di schö Müllerin und 'n Gangerl sei' Bamuß worn!“

Der Scherzelgeiger.

Eine Dorf-Idylle.

Auf einem mit Ackerfluren und Weideflächen bedeckten Ausläufer des Künischen Gebirges liegt das von einem Bergwasser durchfluthete, reizende Grenzdörfchen Sankt Katharina. Trunken schweift der Blick von hier nord- und ostwärts über das herrliche Angelthal und die in buntem Glanze schimmernde Ebene mit ihren prangenden Wiesenmatten, dunkelgrünen Erlengebüschen, fruchtbaren Ackergeländen und kapellengekrönten Kuppen bis weit in's Böhmerland hinein. Westwärts begrenzt das tannendunkle Berg- und wellige Hügelgelände den Horizont, während gegen Süden das wildzerklüftete Ossergebirge stolz zu den Wolken emporsteigt.

Die aus Holzbalken gezimmerten, alterthümlichen Häuser mit den steinbeschwerten Schindeldächern sind von üppigen Obstgärten umgeben. Die nackten Felsengipfel des Gebirges sind von der untergehenden Sonne rosig angehaucht und röthlicher Duft liegt auf den bewaldeten Hängen. Es ist ein von reinen, lauen, kosenden Lüften durchwogter, von den Wäldern mit balsamischem Wohlgeruch durchdufteter Herbstabend.

Von anstrengender Feld und Holzarbeit ermüdet, ruhen die Dörfler aus auf der Gredbank; die jungen Burschen kommen zum Hoa'gart, und haben die Vögel auf den Zweigen zu singen aufgehört, so beginnt damit das junge Volk, sich abwechselnd mit Röhrlpfeifchen, Maultrommel und Mundharmonika begleitend.

Der vornehmste Mann des Ortes ist der Künische oder Freibauer. Die so Benannten besaßen hier in früherer Zeit manche Vorrechte, und ist diese Herrlichkeit, die einst den Ahnen zu Teil geworden, auch längst vorüber, so verleiht sie doch noch den Nachkommen ein gewisses Ansehen bei den Landleuten.

Der Freibauer, ein schon bejahrter Mann von stattlicher Gestalt, freute sich ebenfalls des lauen Herbstabends. Die grüne Schlegelkappe auf dem Kopfe, in rother Weste, weißen Hemdärmeln, kurzen, schwarzsammtenen Kniehosen, blauen Strümpfen und Schnürschuhen saß er, sein kurzes Pfeifchen schmauchend, auf der Gred. Sein treues Weib war längst heimgegangen, ihm einen einzigen Sohn hinterlassend, der jetzt etwa vierundzwanzig Jahre zählte und in Gestalt und Kleidung dem Vater glich. Doch legte sich Wendels weißer Hemdkragen schön über ein rothseidenes, flatterndes Tuch, und bedeckten des Alten Kopf glatte, weiße Haare, so waren die des Jungen kraus und schwarz; des Freibauers Oberlippe war mit einem kurzgehaltenen, struppigem Schnurrbart versehen, Wendel dagegen trug ein zierliches, schwarzes Bärtchen. Dazu hatte er ein rundes

Gesicht mit dunklem Teint und dunklen, etwas schwärmerisch aussehenden Augen.

Und Wendel schwärmte gern in der Abendruhe nach des Tages vielfacher Plage in Feld und Wald. Auch jetzt, als er an dem andern Ende der Gredbank saß, waren seine Gedanken nicht zur Stelle; er entlockte seinem Röhrlpfeifchen nur schöne Akkorde, ohne jedoch ein ausgesprochenes Stück darauf zu spielen.

Dieses aus einer Menge orgelmäßig zusammengefügter Binsenröhrchen bestehende, bis an die Oeffnung mit buntem Papier überzogene, den Panflöten gleichende Instrument wird an der böhmisch-bayerischen Grenze von den jungen Burschen nicht selten meisterhaft geblasen, und mild und einschmeichelnd bringen die sanften Flötenakkorde des Nachts zum Kammerfenster des „Deanal“ und wiegen dieses in glückliche Träume, denn diesem süßen, nächtlichen „G'spial“ folgt oft ein lustiger Hochzeitsmarsch von mit bunten Bändern geschmückten Geigen und Trompeten.

An so etwas dachte jetzt auch der alte Freibauer, als er seinen Wendel betrachtete, und es machte ihm Sorge, daß der hübsche Bursche noch gar nicht daran zu denken schien. Dieser brachte nicht einmal eine ausgesprochene Melodie aus seiner Pfeife hervor, sondern fing bald diese, bald jene Weise an, und das Schütteln des Kopfes zeigte, daß es immer nicht das Rechte sei, was er wollte.

„Was is's, daß D' koa' Weis' furtsetzt?“ fragte endlich der Bauer; „es is, als ob'st an' Stoa' heb'n

wollt'st, der Dir z'schwaar is. Spiel amal furt, daß ma' dakennt, was D' willst."

„Dös is's ja! Was i will, find' i nöd," entgegnete Wendl.

„Was willst denn nacha?"

„Dös Liadl möcht' i spiel'n, dös mir 's Muaderl so oft vürg'sunga hat als kloana Buam. Wiar eam so ebbas ganz aus 'n Kopf kemma kann!"

„Kannst es nöd sag'n, wie 's laut't?" fragte der Bauer.

„Dös is's ja, i kann's aa nöd sag'n — i moan, um's End hoaßt's: D' Hoamat is a Paradies. Wißts ös mehr davon?"

„O mei', dös G'schmaatz! D' Hoamat is, was ma' draus macht. Moanst oft, wiar alles glanzt, dieweil is's Bedl-Ei'kehr, und machen's oan 'n Himmi vür von außen, is drinna oft die leibi Höll."

„Dös Liadl laut't scho' richti'," versetzte Wendel, „sunst hätt's 's Muaderl g'wiß nöd nachig'sunga. Waar's ma nur nöd verkemma!"

„Was liegt an an' Liadl, 's geit ja andere gnua — spiel halt an' anders," sagte der Alte.

„Grad dös is's aber, was i nimmer aus 'n Sinn bring. Wißt's, der Scherzlgeiger hat's uns g'lernt, der vor zwölf Jahr a etli Tag auf unsern Hof is g'west. Er hat a kloan's Deanal bei eam g'hat, dös krank is worn; 's Muaderl hat si' d'rüber dabarmt und hat dö arma Leut in's Haus aufg'numma und b'halt'n, bis 's Kindl wieder g'sund gwen is."

„Ja, ja, Gott tröst's, sie hat a guat's Herz g'hat, und is's mir aa nöd recht g'wen, fremde Leut auf'n Hof z'hab'n, so hon i dennast durt nach ihren Will'n tho', weil's gar so elend war'n."

„Ja, ja, dös warn's!" versetzte Wendel. „Dem kloan, sechsjährigen Deanal seine Iltern san g'storbn und neamd hat's g'hat aaf dera Welt, als sein Oedl, an' alten Scherzlgeiger, der vor die Häuser um Almosen spielt und nix kriagt, als a Stückl schwarz's Brod. Da hams aar aaf unserer Gred da g'spielt und 's Deanal hat mit'n alten Geiger dazua g'sunga, so schö', so liab —. D'Muada hat ma etli Nudeln dafür geb'n, und grad, wia 's Deanal zurilangt, wird's eam gahi unguat und fallt mir in d'Arm. Mei' liabe Zeit, schreit d'Muada, dös arm' Deanal is ja krank! nimmt's eini glei' in d'Stub'n, richt' eam a Liegerstatt und sorgt dafür, als g'höret's Deanal unsa. So sans bei uns blieb'n, bis's wieder weiter wandern kunnten. Maruschka hat's g'hoaßen. I hons so gern kriagt, es war a g'scheid's Deanal und zum Abschied hams uns dös Liadl g'sunga, dös schöne Liadl, dös nacha 's Muaderl so oft nachig'sunga hat — d'Hoamat is a Paradies, und 's Muaderl hat gar oft g'sagt: Wendel, dös Liadl macht amal Dei' Glück."

Hm, hm," machte der Alte und stopfte sich sein Pfeifchen wieder neu. „Wohl denk' i's no', der alt' Scherzlgeiger is mir a z'widerer Mo' g'west."

„Aber d'Maruschka, sei' kloan's Deanal, war a recht a liab's Dingerl," warf der Jüngere ein.

„I woaß nöd, was weher tho' hat, sei Geplär oder sei' Scharitzl aaf da Geig'n," versetzte der des Sohnes Rede scheinbar nicht beachtende Alte. „Der hätt' von der heilin Kümmerniß koan guldan Pantoffel kriagt, wiar dasell Bedlmusikant, der si' oan dageigt hat, den hätt's eher davongogt, grad so, wia's i an' iaden söchan Scharitzer mach."

„'s kloa' Deanal aber heringegen hat a feine, glöckelhelle Stimm' g'hat und grad a Freud war's, eam zuaz'lusen," meinte Wendel.

„I denk no' an'n Alten sein Buckl und sei' schiachs G'schau," sagte der Bauer lachend.

„D'Maruschka aber hat Aeugerln g'hat, wiar a Paar schwarze Kerschen," versetzte Wendel rasch; „koa' Engerl kann liablicha und herziga d'reinschaugn, wia's dös Deanal kinna hat. D'Muada hat oft g'sagt: hätt' ma's b'haltn, hätt' ma's nimmer furtlassen in d'Welt außi, ohne Hoamat, in d'Noth, in's Elend! Mei', iatz wird's a Prachtjungfer sei', — mir troamt gar oft davon. Was für a Schicksal hat ihr wohl blüaht!"

„Traam liaba von was g'scheibern," sagte der Alte, „als von dö Vagabunden. Traam von an' braven, ehrlichen Deanal, dös D' mir hoambringst bal als Schnur (Schwiegertochter); damit machst mir a Freud, verstanden?"

„Dös braucht mir no nöd z'schlauna," entgegnete Wendel. „I hon no' koane g'funden und —"

„Hast no' koane g'suacht," ergänzte der Alte etwas mürrisch.

Es trat eine längere Pause ein. Beide schwiegen. Jetzt setzte Wendel wieder sein Pfeifchen an den Mund, wieder suchte er nach dem verklungenen Liede, gerade heute wollte ihm dieses nicht aus dem Sinn.

Dem Alten aber war das zu langweilig und er rief:

„Saxendi, hol eina aa! Verdirb mir mein Feierabend nöd mit Dein Gepfigez, suach Dir an' andern Platz aus, i kann's nimmer hör'n!"

Wendel lachte, steckte sein Instrument in die Westentasche und entfernte sich, indem er sagte:

„I muaß eh bei dö Rossen nachschaugn, ob si' nixi feit."

Der Alte brummte eine Weile vor sich hin, bis sich seine Aufmerksamkeit auf zwei herannahende Fremde richtete. Ein altes, gebücktes Männlein in ärmlicher, zwilchener Kleidung, dessen weißlockiges Haupt ein schwarzer, breitrandiger Hut bedeckte und dessen weißer Vollbart ihm weit auf die Brust herabhing, ward von einem jungen Mädchen sorgsam den Weg herangeführt. Dasselbe mochte achtzehn Jahre zählen; dichte dunkle Flechten waren um ihren Kopf geschlungen; zwei große dunkle Augen blickten aus dem runden, vollen, von der Sonne verbrannten Gesichte, der Jugend Frische lag auf ihren rothen Lippen, und die Anmuth und der Frohsinn in ihren schönen Zügen zeigten, daß die armselige, aber reinliche Kleidung, welche in einem schlichten, ausge-

waschenen, gelblichen Perskleid und einem schwarzen Brusttuch bestand, den frohen Jugendmuth nicht zu dämpfen vermochte. Ueber ihren Rücken war ein Bündel mit dem ganzen Hab und Gut der Beiden gebunden. Der Alte trug um die Schulter einen alten Lederranzen mit einer Geige, stützte sich mit der Rechten auf einen Krummstock, während er den linken Arm in den rechten des jungen Mädchens gelegt hatte, das ihm durch sein fröhliches Geplauder die Müdigkeit vergessen zu machen suchte.

„San ma ge bal am Ziel?“ fragte der halbblinde Greis. „Maruschka, siehgst scho' 's Haus vom Freibauern, wo uns is dazumal so viel liabs und guats erwiesen worn?“

„I siehg's,“ erwiederte das Mädchen, „und i möcht an Juhschroa thoa' vor hella Freud. An döselln glücklin Tag, die i durt verlebt, hon i so oft dankbarli denkt! es is mei schönst's Gedenken.“

„Ja, ja,“ sagte der Alte, „sitta san ma ohne Rast und Ruah umag'wandert in der Welt, um dös Bisl Brod zu verdeana für uns zwoa; Du opferst mir Dei' Jugend, arm's Deana'l, und halt'st treu zu mir, aber i kriag bal mei' Hoamat, die ma neamd mehr raub'n kann — was aber dann mit Dir? Möcht' Di' der Himmi b'schützen und Dir's lohna, was D' an mir alten Mo' tägli thuast, und bringt mei' Seg'n a Glück, so wirst so glückli wern, wie's D' es vodeanst!“

„Dedl, mei' größt's Glück is, daß Enk no' recht lang liabs und guats erweisen därf,“ sagte das Mäd-

chen, „und mei' Herz sagt mir's, daß i mi nöd z'fürchten brauch vor der Zukunft. Da san ma glei' vorm Haus, Oedl. Auf der Bänk sitzt a Mann, dös wird der Bauer sei'. Der Wendel wird wohl scho' sei' Bäurin hab'n — der frische, nette Bua! Ob er no' gedenka wird an dös arm' Deandl vom Scherzlgeiger! Und dö guat Bäurin! Sie hat mi g'segn't beim Abschied. Bleib brav, hat's g'sagt, Dei' Leben lang, und 's Glück bleibt Dir nit aus. Woaßt was, Oedl, nimm d'Geign, wir singa zum Grüaß Gott dös Liadl, dös d'Bäurin so gern hat g'hat, dös von der Hoamat. Dran solls uns wieder dakenna und sie wird uns a Nachtherberg nöd versag'n."

„Ja, ja, a so soll's sei'!" versezte der Alte, nahm seine Geige hervor, und als ihm die Enkelin ein Zeichen gab, daß er nun beginnen dürfe, ließ er mit fast jugendlichem Schwunge den Fiedelbogen über die Saiten gleiten. Dann fing das Mädchen mit prächtig entwickelter, voller Stimme zu singen an und wurde von der zitternden Baßstimme des Alten begleitet.

Der Text des Liedes lautete:

San aigen Dach, san aigen Herd,
San aigen G'mach ist Alles werth,
Wenn knapp aa's Brod — dö Hoamet is
Selm in da Noth a Paradies.

Der Freibauer, welcher über das mit seinem Sohne gehabte Gespräch, dessen Ursache ja ein solch spielender Scherzelgeiger gewesen, noch immer etwas ver-

stimmt war, reichte dem Mädchen einige Kupfermünzen hin und sagte:

„Mir is der G'sang und des G'spial molest. Dös Scharitzen thuat mir nöd nur in dö Ohrn, sundern aar im Herzen weh; machts, daß's weiter kemmt's — i versteh' mi nöd auf Enka Musi."

Maruschka hatte das ihr gebotene Geld zurückgewiesen und sagte jetzt in fast weinerlichem Tone:

„Wo is denn d'Freibäurin, dö guate Frau? Die jagt uns g'wiß nöd furt, wenn's uns dakennt."

„Mei' Bäurin?" entgegnete der Freibauer! „dö kann Enk nimmer hör'n; durt drent liegts am Freithof, Gott tröst' ihr arme Seel!"

Jetzt netzten sich des Mädchens Augen mit Thränen und die Hände faltend, sprach es andächtig:

„Der Herr gieb ihr die ewi Ruah!"

„Und Enker Sohn, der Wendel?" fuhr Maruschka dann kleinlaut zu fragen fort.

„I hab dös Fragen satt," antwortete der Alte barsch, „geht's weita!"

Das Mädchen nahm zitternd den alten Geiger unter den Arm, und beide gingen.

Sie hatten aber erst wenige Schritte gemacht, als Wendel mit brennendem Kopfe herangeeilt kam.

„Halts!" rief er den sich Entfernenden zu. „Des habt's da grad a Liadl g'sunga, auf dös i mi seit Jahren b'sinn. Singt's mir's no' amal, i werd's Enk reichli lohna."

Maruschka hatte sich umgewandt und sofort in dem

schönen, jungen Manne den ihr einst so lieb gewordenen Knaben aus den paar glücklichen Tagen ihres Lebens erkannt.

Wendel dagegen erkannte weder das Mädchen, noch den Alten.

„Singt's dös Liadl!“ drang er in die beiden Fremden. Das Mädchen sagte einige Worte zu dem Großvater, dieser setzte die Geige an und nochmals sangen sie mit aller Innigkeit und mit zum Herzen dringender Stimme das Lied, dessen zweite Strophe lautete:

San aigen Kiß, san aigen Raah, (Rauch)
Sa' Weiba'l and sa' Kinda'l aa,
Wo Liab und Treu dahoamet is,
Is d'Hoamat 's schönste Paradies.

Wendels Augen schwammen in Thränen, als er diese Weise, diese Worte wieder hörte; er gedachte seiner guten Mutter, er erinnerte sich ihrer Prophezeiung, daß dieses Lied sein Glück begründen würde, und als er jetzt seine Augen auf dem lieblichen Gesichte des Mädchens haften ließ, konnte dieses nicht umhin, zu sagen:

„Wendel, i bin d'Maruschka; grüaß di Gott viel tausend Mal! Hoaßt uns aa Dei' Vata furtgehn, derntḥalb denk i nöd wenger gern und dankbarli daher, wo uns so viel liabs und guts erwiesen worn is. Wendel, pfüat Di Gott!“

„Is 's mögli!“ rief jetzt Wendel erfreut. „Du bist Maruschka, dös kloane, schwarzäugige, liabe Deanal?“

Und nachdem er sie einige Augenblicke fest angeschaut, fuhr er fort: „Ja, ja, Du bist es; grüaß di Gott!“

Und er reichte ihr die Hand.

„Aber wer red't vom Furtgeh'n?“ setzte er hinzu. „Voda, dö zwoa Leut san unsere Gäst und — hoaß's einigeh'n in d'Stub'n, i bitt' Di d'rum; laß's nöd so lang auf Dei' Willkemma warten.“

„Hätt' eana nöd entgeg'n laufa solln?“ fragte der Bauer ärgerlich. „Du woaßt scho', i kann dös Vagabundenpack nöd leiden. Ham's nöd selm grad g'sunga, wia d'Hoamat über alles geht? Warum bleibn's nöd in da Hoamat und schaffa si' a Paradies? Gieb eana von mir aus, was D' willst — mei' Haus halt frei!“

Und verdrießlich schritt er von dannen.

Wendel aber hielt Maruschkas Hand in der seinigen; er fühlte, wie das Mädchen zitterte.

„Wir ham ja koa' Hoamat,“ sagte es traurig; „dös is 's ja, was uns so elend macht.“ Und Maruschka fing heftig zu weinen an.

„Kimm', Maruschka, in's Einkehrhaus durt z'naachst,“ versetzte der alte Geiger, indem er es versuchte, das Mädchen hinweg zu ziehen. „I bin todtsmatt — i möcht mi ruahn.“

„Ja, kemmt's,“ sagte Wendel; „i mach Enk selm Quartier, es soll Enk g'wiß an nixi feihln.“

Schweigend gingen sie zu dem nahen Einkehrhause. Dort verständigte Wendel leise die Wirthin und es ward für die Fremden auf's Beste gesorgt. Wendel theilte das Mahl mit ihnen und ließ sich von der

Jugendfreundin die Schicksale ihres ärmlichen Lebens erzählen. Doch wie elend es ihr auch ergangen, sie war fromm geblieben und brav, und schön war sie auch geworden. Wendel konnte sich nicht satt sehen an den dunklen Augen, die ihn so wundersam anblickten. —

Von diesen Augen träumte er die ganze Nacht hindurch und am andern Tage in aller Frühe wußte er seinem Vater die Bäuerin zu nennen, die er sich erwählt hatte — Maruschka.

Der Freibauer hielt erst seinen Sohn für verrückt, nachdem ihm aber dieser fest erklärt, daß er mit dem Mädchen und dem alten Geiger fortwandern würde, falls er seine Einwilligung versage, als alle Vernunftgründe und alles Poltern nichts half, zog der Alte seinen Sonntagsrock an, um, wie es Wendel verlangte, für ihn zum fremden Mädchen „auf die Frei" zu gehen.

Sie trafen Maruschka nicht zu Hause. Man sagte ihnen, sie sei schon frühzeitig nach der Kirche gegangen. Dahin wandten sich denn auch der Freibauer und sein Sohn, und trafen, in den Freithof eingetreten, die Fremde knieend am Grabe der guten Freibäuerin in stillem Gebete.

Der Freibauer wurde von diesem Anblicke gerührt.

Maruschka bemerkte erst nach einer Weile, daß die beiden Männer neben ihr standen. Sie erhob sich erröthend, der Freibauer aber sagte:

„Deanal, die, für dera arme Seel grad bet hast, schickt Dir 'n Himmisegen, denn mei' Wendel möcht'

Di' zu seina Bäu'rin und i halt für eam, wia's Rechtens is und Brauch, an um Dei' Hand. Schlag ein und werd' mei' liabe Schnur."

Maruschka blickte mit großen Augen bald den Freibauern, bald Wendel an, sie war wie betäubt.

„Gieb Antwort!" ermunterte sie Wendel. „Am Grab von mein' Muaderl da beschwör' i Dir's, daß i Di' gern hon und gern b'halt, so lang i leb. Bleib da bei mir und gründ' Dei' Hoamat da; es soll Di' niermals g'reu'n."

„I soll a Hoamat kriagn?" rief jetzt das Mädchen mit gefalteten Händen, „a Hoamat in Dein Haus — a Paradies?"

„Ja, dös sollst kriagn," bestätigte der alte Freibauer, dem Mädchen die Hand reichend; „'s Paradies im Haus gründ't mei' Lebta nur oanzi und alloa' a brav's und a frumm's Wei', und Du wirst a solches wer'n, dös glaub' i iatzad selm."

„Und mei' Oedl?" fragte Maruschka in ungewissem Tone.

„Der soll bei uns sei' Zeit beschliaß'n," entgegnete der Freibauer. „I will eam scho' a Kammerl geb'n, wo er auf seiner Geig'n scharitzen kann, so viel er mag, wenn's nur grad i nöd z'hör'n brauch. Um so mehr aber wird mi' dei' G'sang g'freu'n, liabs Deanal, und der Wendel wird's machn, daß's alleweil nur freudi' hallt durch Haus und Hof."

Jetzt reichte Maruschka dem jungen Burschen die

Hand, und auf das Grab seiner Mutter weisend, sagte sie:

„Die hat mir's prophezeit, aba so schö' hätt' i's nöd verhofft; bei ihr schwör' i's, daß i nur d'rauf denka will, Di' glückli' z'machen, Wendel, Di' mei' liaba, herziga Bua!“

Und sie hielt Wort. Liebe und Treue machten den Freibauernhof zum Paradiese für seine Bewohner. Die Alten freuten sich an dem Glücke der Jungen; am seligsten aber war der alte Scherzelgeiger, der noch im hohen Alter seines Herzens sehnlichsten Wunsch erfüllt sah, für sich und seine liebe Enkelin ein trautes Heim gefunden zu haben, auf das sein altes Liedl so glücklich zutraf:

Wo Liab und Treu dahoamet is,
Is d' Hoamat 's schönste Paradies.